Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Nr. 42 — Marburg i. H., den 19. Oktober — 1911

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh

Inhalt: Friedenskirche — Menschenfreundliches Christentum — Ein Briefwechsel über die Jesusfrage der Gegenwart. Zweites Stück — 63. Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins — Scheidung. Ein Vorschlag D. Theodor Kaftans — Jüdische Stimmen zur Judenfrage — Verschiedenes: Zu Heinrich Weizsäckers Artikel über Burnand; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Friedenskirche

Ein wundervoller Friede, der hier wohnt.
Still schwebt er um die grauen Seitensäulen,
Bis er im schneeigen Marmorflechtwerk thront,
Von dort herab zu helfen und zu heilen.

Die Orgel singt ihr Lied. Wie Kindermund.
Und tiefheraufgeschöpfte Worte leben.
Die leuchten klar in mancher Seele Grund
Und wollen Tau manch mattem Gräslein geben.

Da sah ich, wie der Friede langsam kam,
Herbei, hernieder, wo die Menschen saßen.
Hier hält er es mit einem Werktagsgram,
Dort weist er hin auf goldene Sonntagsstraßen.

Dem segnet er den Mund und dem die Hand,
Sinkt dem ins Herz — just, wo die ärmste Stelle,
Und jedes Auge, das er traurig fand,
Macht er mit seinem Glanz ein wenig helle.

Gustav Schüler

Menschenfreundliches Christentum

Erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist. Eph. 2, 20.

Wir Menschen sind Fremdlinge untereinander. Trotz Welthandel und Weltverkehr, trotz der Mischung der Völker, die sich durch keine Grenzregulierung aufhalten läßt, stehen sich die Nationen fremd gegenüber. Niemand kann sagen, wie viele Jahre, vielleicht Jahrhunderte vergehen müssen, bis sich die Träume und Hoffnungen verwirklichen mögen, die den ewigen Frieden zu ihrem Inhalt haben.

Wir sind uns fremd auch innerhalb unsres Volkstums. Wohl fühlen wir in Zeiten der uns von außen her drohenden Gefahr unsre nationale Zusammengehörigkeit stärker als sonst. Aber es bleibt doch dabei, daß sich die kirchlichen Konfessionen, die politischen Parteien, die religiösen Richtungen, die Klassen der Besitzlosen und der Besitzenden fremd gegenüberstehen. Von Brüderlichkeit ist auch in einem christlichen Volk nicht viel zu merken.

Wie das anders werden kann? Was wohl geschehen muß, damit das Fremdsein aufhöre und sich in Freundsein verwandle? Es gibt nur einen einzigen Weg zu diesem Ziel. Die Apostel und Propheten des Evangeliums haben ihn in der Nachfolge Jesu beschritten. Sie haben in Gott gelebt und aus der innerlichsten Gemeinschaft mit ihm heraus seinen Willen bejaht, der auf die Vollendung der Menschheit und jeder einzelnen Menschenseele gerichtet ist. Wenn wir erst einmal anfangen, unsre Umgebung mit einem von Gott erhellten Auge anzusehen und in Jedem einen Gegenstand der vergebenden und erziehenden Liebe Gottes zu erblicken, wenn wir uns mit keiner Seele mehr berühren können, ohne von dem Gefühl durchzittert zu werden, daß Gott sie mit der nämlichen Liebe liebt, mit der er sich unsrer Seele angenommen hat, dann ändert sich der Ton, in dem wir mit Anderen reden, und die ganze Weise unsres Verhaltens zu ihnen. Die einzigartige Färbung des Verkehrs Jesu mit seinen Volksgenossen kommt doch vor allem daher, daß er, selbst unauflöslich mit dem Vater verbunden, ein starkes Gefühl dafür hatte, wenn sich irgendwo in der Tiefe einer Seele etwas von seinem Leben regte. Wenn wir lebendig sind und eben das Leben, das uns trägt, in Anderen erfühlen, dann sind die Menschenseelen nicht mehr den Steinen zu vergleichen, die auf einem Bauplatz ohne Beziehung zu einander wirr durch einander liegen, sondern dann baut sich aus den vorher vereinzelten Steinen ein Haus auf, das würdig ist, ein Tempel Gottes und seine Behausung im Geist zu heißen.

Das ist die Würde der Propheten und Apostel, daß sie das Leben aus Gott besaßen, und darum ging von Jesus eine tragende und aufbauende Kraft aus, weil er das Leben aus Gott in seiner zartesten Schönheit und heiligsten Energie offenbarte. Wir aber stehen auf dem Grund der Propheten und Apostel, da Jesus Christus der Eckstein ist, wenn sich unser Leben ihrem Leben an- und einfügt, so wie sich bei einem Bau eine Schicht Steine auf die schon vorher versetzten legt.

Es handelt sich um das Leben! Welche Gedanken wir uns über die Propheten und ihre Reden bilden, welche Meinungen wir über die Apostel und ihre Schriften hegen oder welche Ueberzeugungen sich uns über Jesus und seine Weltmission aufdrängen, hat ja gewiß an seinem Ort Wert und Bedeutung. Aber entscheidend ist für uns allein, ob wir Anteil haben an seinem Leben. Nur wer auf ihn auferbaut ist, hat ihn zum Grund und Eckstein. Sind wir dem Jesusleben fremd, dann bleiben wir auch welt- und menschenfremd. Die Lebensgemeinschaft mit ihm aber öffnet uns die Welt und schließt uns das Tor zu den Herzen der Menschen als zu seinen und unsern Brüdern auf, zuerst zu solchen, die es sind, und dann zu den andern, die den Beruf haben es zu werden. C G

Ein Briefwechsel über die Jesusfrage der Gegenwart

Erlangen, 30. Juni 1911

Sehr geehrter Herr Dr. Windisch!

Erst heute komme ich dazu Ihre freundlichen Zeilen zu beantworten. Ich glaube, es treten Differenz und Uebereinstimmung jetzt schärfer und präziser hervor als zuvor.

Das hatte ich nicht erwartet, daß Sie das Jesusbild von Bousset und Weinel ohne weiteres als in wichtigen Punkten

unhistorisch preisgeben würden. Sie lassen also gerade die fallen, gegen die ich im achten Abschnitt meines Jesusbüchleins polemisiert habe und die ich mit meiner ganzen Polemik habe bekämpfen wollen; diese sind es ja auch, die ex communi consensu als die typischen Vertreter des liberalen Jesusbildes gelten. Ich begrüße diese Anerkenntnis sehr lebhaft. Die Debatten von Schweitzer bis Drews haben hier ohne Zweifel ihre Wirkung geltend gemacht, und es wäre nur zu wünschen, daß man auf liberaler Seite öffentlich diese Irrwege als das kennzeichnete, was sie waren. Dieser liebenswürdige „sittlich-religiöse Führer" ist unhistorisch, denn er ist ein Moderner. Er ist nicht begriffen mit den Mitteln der Geschichte, nicht verstanden im Lichte der Zeitgeschichte, sondern wird als religiöser Idealtypus aus der Zeitgeschichte künstlich herausgehoben. Ich meine, dadurch wird doch ganz deutlich, daß diese liberale Theologie „das Zeitgeschichtliche an Jesus verdeckt hat." Diese liberale Theologie hat das von ihr — übrigens auf Grund des Materials vorangegangener und oft viel tiefer schürfender religionsgeschichtlicher Forschungen schon der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts — betonte zeitgeschichtliche Moment nicht dazu benutzt, in erster Linie Jesus aus seinem Milieu zu erklären, sondern gerade das zeitgeschichtlich Bedingte von Jesus abzustreifen. Für Weinel und Bousset haben Sie das zugegeben. Daß Sie selbst anders denken, das begrüße ich mit Freuden und wünschte, daß man auf Ihrer Seite stets so konsequent wäre, die alttestamentliche Gebundenheit, das Durchsetztsein von Eschatologismus ꝛc. bei Jesus in vollem Umfange anzuerkennen. Otto Pfleiderer sah in allen diesen Fragen klarer als die herrschende Weinel-Boussetsche Richtung. Ueber diesen Eschatologismus, der der modernen Theologie bei Herstellung ihres Jesusbildes ein schwerer Anstoß ist, hat sie sich krampfhaft mit Ja und Aber hinwegzutäuschen gesucht. Für mich bestehen diese Schwierigkeiten nicht, denn ich sehe im Historizismus nicht das letzte Wort über Jesus. Was meine möglichst objektive voraussetzungslose historische Forschung an zeitlichen Gebundenheiten bei Jesus darbietet, das füge ich dem Bild des Menschen Jesus hinzu. Dann aber erscheint es mir notwendig, die Frage nach Jesus aus dem Historischen herauszunehmen, weil Gesamtbeurteilungen von Personen eo ipso über das historische Gebiet hinausführen. Von da sehe ich dann Jesus im Lichte religiöser, religionsphilosophischer und ähnlicher Betrachtung. Dadurch wird die historische Gebundenheit Jesu nicht alteriert, aber unter einen höheren Faktor gestellt. Damit schreite ich vom Historizismus der liberalen Theologie zu höherer geschichtlicher Betrachtung aufwärts. Was ich dann darüber sage, sind für Sie „Worte" (Theologische Rundschau S. 231), für mich nicht. Vielleicht liegt der Unterschied zwischen uns darin, daß Sie bei Jesus bis zuletzt Historiker bleiben wollen — oder tue ich Ihnen da Unrecht? — ich aber allen Wert darauf lege, daß, nachdem die geschichtliche Forschung mit allen Mitteln r e i n h i s t o r i s c h e r E r k e n n t n i s an den Evangelien gearbeitet hat, das Problem, wer Jesus war, nicht zu Ende ist, sondern anfängt. Quellenkritik ist nützlich, notwendig, selbstverständlich. Daß sich Legenden in den Evangelien finden, das können Sie verschiedentlich bei mir gedruckt finden; die Resultate der Quellenkritik bestimme ich etwas anders als Sie auf Grund eines etwas größeren Zutrauens zu der Objektivität des Jüngerkreises des ersten Jahrhunderts; die Reden bei Johannes z. B. sind Kompositionen, geboren aus dem persönlichen Eindruck von Jesus — aber Quellenkritik ist nicht alles.

Leben Sie wohl! Mit verbindlichen Empfehlungen

Ihr sehr ergebener H. J o r d a n

*　*

Leipzig, 6. Juli 1911

Sehr geehrter Herr Professor!

Ihr freundliches Schreiben möchte ich mit folgenden Ausführungen oder besser Bemerkungen beantworten.

Soviel wie Sie meinen, kann ich Ihnen, fürchte ich, nicht zugeben.

1) sind für mich Weinel und Bousset keineswegs typische Vertreter „der" modernen liberalen Jesusforschung, vielmehr der modernen populärwissenschaftlichen Jesusverkündigung. Die einer streng wissenschaftlichen Methode nicht genau entsprechenden Bewertungen (z. B. in der Messiasfrage) erklären sich aus den praktischen Zwecken, die Beide in ihren in Betracht kommenden Schriften vertreten; ihr Jesus ist eine, auf wissenschaftlichen Einsichten aufgebaute, aber von subjektiver Glaubensanschauung belebte, für die Praxis der Gegenwart brauchbar gemachte Gestalt.

2) Der typische Jesus der modernen Kritik nach der Schulung, die ich durchgemacht habe, ist ein Mensch, der viele Irrtümer seiner Zeit teilt, auch inbezug auf religiöse Fragen, der tief von eschatologischen Ideen durchdrungen (seine Buß- und Heilspredigt ist aufs engste mit der Erwartung des nahen Weltendes verbunden) — wir stellen also das Fremdartige in seiner ganzen Wucht voran — der aber durch die Gewalt seiner Gottergriffenheit und durch Klarheit und Schärfe seiner Sittenlehre auch moderne Gemüter zu ergreifen vermag. Auf Schwierigkeiten im Einzelnen kann ich hier natürlich nicht eingehen.

3) Ich nehme mir das Recht, wie Bousset und Weinel, für den praktischen Gebrauch den vermutlich historischen Jesus zu modernisieren, also etwa eine Gestalt herauszuarbeiten, die dem Herrmannschen Jesus ähnlich ist. Daß ich die subjektiven Deutungen eintrage in das historisch Nachweisbare, Lücken der wissenschaftlichen Forschung nach den Bedürfnissen der Praxis ausfülle, weiß ich genau. Nur hab ich bei diesem Verfahren keine Neigung mich dem kirchlichen Christusdogma anzunähern, wie Sie es wohl tun, betone vielmehr meine Differenz; wer wie ich (und Sie?) die zeitgeschichtliche Gebundenheit Jesu anerkennt, kann keinen Weg zu einer Anschauung finden, die auf fremden, unhaltbar gewordenen Anschauungen und Bedürfnissen aufgebaut ist (s. Harnacks Dogmengeschichte).

4) Wenn ich Ihre Ausführungen S. 112 f. bloße Worte nannte — ein mißverständlicher Ausdruck, wie ich jetzt sehe —, so machte ich die Voraussetzung, daß Sie damit unserem sittlich-religiösen Führer eine korrektere Gestalt entgegensetzen wollten, und meinte, daß Ihre Wendungen eben nur „Worte" seien, nicht fähig, Ihre Position uns gegenüber befriedigend zu rechtfertigen. Es sind Worte, insofern auch wir sie akzeptieren könnten. Ich vermute, daß auch korrekt positive Theologen sie mißbilligen müßten, als ungenügend den ganzen Gehalt der biblischen Lehraussagen zu fassen, als zu undogmatisch. Insofern habe ich an ihnen natürlich auch meine Freude.

Es grüßt Sie verbindlichst

Ihr ganz ergebener H a n s W i n d i s c h

*　*

Erlangen, 7. Juli 1911

Sehr geehrter Herr Dr. Windisch!

Ich hatte gemeint, daß wir mit Ihrer eben in meine Hände kommenden Antwort auf meinen letzten Brief unsere Diskussion fürs Erste schließen könnten. Aber Ihr vorliegender Brief hat mich — nehmen Sie mir das nicht übel — geradezu entsetzt. Wenn ich jetzt auf diesen Brief antworte, kann ichs nur tun, indem ich rücksichtslos meine Meinung sage. Ich bitte Sie dringend, wenn ein etwas schärferes Wort Sie in den folgenden Zeilen verletzen sollte, anzunehmen, daß ich Sie nicht persönlich verletzen will, sondern ich möchte nur rund heraussagen, was ich denke.

Bitte bedenken Sie, daß unsere Diskussion sich daher herschreibt, daß Sie in der Theologischen Rundschau von meinem „Verschweigen" redeten und dann im selben Satze von der „Ehrlichkeit" auf liberaler Seite die Rede war.

Und nun schreiben Sie mir im Punkt 1—3 Ihres Briefes im Grunde nichts Anderes, als daß die liberale Theologie bewußt sich einer doppelten Buchführung bedient. Sie vindizieren sich und der liberalen Theologie ausdrücklich das Recht, den historischen Jesus zu modernisieren. Sie verteidigen also ausdrücklich das Verfahren, vor der Menge einen Jesus moderner Art zu verkündigen, wo Ihre wissenschaftliche Forschung Ihnen längst gesagt hat, daß es diesen Jesus überhaupt nicht gegeben hat.

Ich muß nun sagen, daß ich bisher der liberalen Theologie gerade in diesem Punkte viel harmloser gegenübergestanden habe. Ich glaubte daran, daß die liberale Theologie den modernisierten Jesus selbst glaubte, den sie verkündigt; ich erklärte

mir daher, daß man den Weg der Kritik von den Evangelien so einrichtete, daß man ein Recht bekam, alles Unmoderne von Jesus abzustreifen. Ich polemisierte darum gegen das moderne Jesusbild von Bousset und Weinel u. A., weil ich glaubte, daß sie auch mit ihrer ganzen wissenschaftlichen Ueberzeugung dahinterständen und nicht zweierlei Jesusbilder produzieren könnten.

Sehen Sie, mit Ihrem Jesusbild von Punkt 2 kann ich mich wissenschaftlich auseinandersetzen und mit Ihrem modernisierten Jesus von Punkt 1 und 3 kann ich mich auch wissenschaftlich auseinandersetzen. Aber ich kann es nicht tun mit einer Kombination beider, wo je „nach den praktischen Bedürfnissen" das Eine oder das Andere hervorgeholt wird. Wenn es sich dabei um den Gegensatz von „wissenschaftlich-historisch" und „religiös" handelte, so wäre dagegen gar nichts einzuwenden, denn diese beiden Betrachtungsweisen liegen in verschiedenen Sphären, die sich meinem Erachten nach nicht schneiden; aber Sie sind Historiker mit Ihrem unmodernen eschatologischen Jesus, und Bousset und Weinel betonen immer wieder, daß ihr moderner Jesus das Ergebnis rein historischer Arbeit sei, sie erfaßten nur den historischen Jesus mit Liebe. Darin liegt die doppelte Buchführung, daß hier im Namen der Wissenschaft ein doppelter Jesus verkündigt wird.

Ich verstehe wohl, warum die liberale Theologie auf diesen Weg kommen mußte. Die liberale Theologie ist historizistisch, d. h. sie sieht in dem mit der geschichtlichen Empirie Erkennbaren im Grunde das letzte Wort über die Erscheinung des Christentums, sie will doch noch immer bewußt oder unbewußt „das Wesen des Christentums an seiner Geschichte" erkennen. Das geht dann sehr wohl, wenn man die Absolutheit des Christentums als Erlösungsreligion fallen läßt und auf die absolute Bedeutung der Person Jesu für unsere Zeit Verzicht leistet. Diesen Weg möchte die liberale Theologie doch nicht so ohne Weiteres gehen, weil sie fühlt, daß sie dann den Boden unter den Füßen verliert.

Für meine Auffassung hat sich die liberale Theologie, wenn sie jetzt die Gedanken Ihres Briefes offen ausspricht, selbst gerichtet. Ich begreife jetzt besser als vorher, daß die Theologen um Weinel angesichts der „Christusmythe" so nervös wurden.

Doch Position ist besser als Kritik. So will ich Ihnen noch ganz kurz sagen, wie ich über diese Fragen denke.

Wir finden den Weg zum Menschen Jesus nicht zurück, soweit er zeitgeschichtlich bedingt war, zu seiner Anschauung vom Alten Testament, zu seiner Eschatologie, zu seiner Auffassung vom nahen Weltende, zu seiner Kultur, Wissenschaft usw., vielleicht nicht einmal zu seinen Charaktereigentümlichkeiten, vielleicht selbst hier und da nicht zu seinen ethischen und sozialen Vorschriften, und künftige Zeiten werden vielleicht noch weniger den Weg zu ihm zurückfinden; aber es hat zu allen Zeiten und in allen Kulturen Menschen gegeben, die den Weg zu dem „Erlöser" Jesus gefunden haben. Der christliche Erlösungsgedanke setzt den Gedanken von Sünde, Schuld, Gewissen, Gott im theistischen Sinne usw. voraus. Dies ist aber nicht mehr eine historische, sondern eine religiöse Betrachtungsweise der Person Jesu. Diese tiefere, wertende Betrachtungsweise von Jesus liegt jenseits historischer Betrachtung. Darum hat historische Wissenschaft freien Raum, unbekümmert um das orthodoxe Dogma und unbekümmert um den Wunsch der Liberalen nach einem modernen Jesus schlicht in ihrer Weise ihre Arbeit nach den Methoden einer „säkularisierten" Geschichtswissenschaft zu tun. Ihre Grenze liegt lediglich in dem historisch noch Erkennbaren und dem tatsächlich Geschehenen. Ich glaube zu fest daran, daß es eine Heilsgeschichte, d. h. ein Handeln Gottes mit und an der Welt in Jesus gegeben hat, daß ich auch nicht die geringste Furcht habe, daß mir die Geschichtsforschung die Grundlagen meines Glaubens entziehen kann. Darum kann ich mich völlig frei in diese Forschung hineinbegeben. Dann aber hat auch die religiöse Betrachtungsweise sich freien Raum verschafft und ihr ureigenes Gebiet sich gesichert, und sie erst ist es, nicht die historische Forschung, die die Gesamtbetrachtung des Lebens Jesu und der Person Jesu von einem höheren Gesichtspunkte aus ermöglicht, nicht nur insofern als „das Rätsel dieser Persönlichkeit" rein historisch gelöst wird, sondern als die mit historischen Mitteln garnicht erkennbare innere Gestalt Jesu als des Gottessohnes erkannt wird.

Verzeihen Sie mein offenes Wort, aber ich hielt es in diesem Falle für nötig. — —

Mir kommt der Gedanke, wie wäre es, wenn wir unsern Briefwechsel unverändert veröffentlichten. Mir wäre dafür jede Zeitschrift recht, Luthardtsche oder Christliche Welt, Ihre Rezension an der Spitze und dann unsere Briefe hintereinander. Wir haben sie ja Beide ohne den Gedanken an Veröffentlichung geschrieben; ich meine, daß latente Gegensätze in unserer theologischen Lage dadurch eine gute Beleuchtung erfahren würden. Doch dürfte das natürlich nur geschehen, wenn Sie die Veröffentlichung nicht bloß zugeben, sondern ausdrücklich selber wünschten, wie ich es tue.

Mit der Bitte meine freie Aussprache nach keiner Seite persönlich verstehen zu wollen

Ihr sehr ergebener H Jordan

* *

Leipzig, 10. Juli 1911

Sehr verehrter Herr Professor!

Ich danke Ihnen für Ihre offenen Worte, die mich freilich überraschen. Ich hatte von Ihnen mehr Verständnis für meine Position erhofft. Vielleicht gelingt es mir, durch Verdeutlichung zu zeigen, daß Ihre vernichtende Kritik uns doch nicht trifft.

Meine Stellung ist einfach bedingt durch die augenblickliche Lage der Evangelienforschung und durch die trotz aller Kritik bestehen bleibenden religiösen Bedürfnisse unsrer Zeit. Erstes Erfordernis ist die strenge Scheidung zwischen dem, was der Wissenschaft erreichbar ist, und den Anforderungen der Praxis. Nur bei solcher Trennung der Aufgaben ist die Nervosität zu vermeiden und die volle Unbefangenheit in der Wissenschaft zu wahren.

Als wissenschaftlicher Forscher darf ich keine Rücksichten kennen, darf ich vor keinen Problemstellungen zurückschrecken, muß ich also auf die Frage, ob Jesus für uns erkennbar ist und ob er überhaupt gelebt hat, allen Ernstes aufnehmen und in aller Ruhe lediglich mit den Mitteln der Geschichtswissenschaft bearbeiten. Zu welchen Resultaten ich da bisher gekommen bin, habe ich in früheren Briefen angedeutet. Ausdrücklich möchte ich betonen, daß ich mit der Evangelienfrage noch längst nicht fertig bin, mir also nicht getrauen würde, etwa jetzt mit einer geschlossenen Darstellung aufzutreten; ein verlockendes Angebot habe ich auch aus diesem Grunde ablehnen zu müssen geglaubt. Selbstverständlich würde ich auch so eine Broschüre „Hat Jesus gelebt" schreiben und veröffentlichen können, in den Grundzügen glaube ich ja auch fertig zu sein, aber viele Einzelheiten wären für mich noch nicht gesichert und erprobt genug. Hauptsache ist, daß wir Theologen uns auch in der Evangelienfrage von allen praktischen Interessen frei machen; nur so können wir einen Mann wie Drews, der ja offenkundig in seiner Tendenz rein ertrinkt, aus dem Felde schlagen. Daß Sie fertiger sind, begreife ich; Sie sind älter und sind auch nicht durch die Schule der skeptischen Kritik hindurchgegangen wie ich.

Wie steht es nun mit der Praxis? Da haben zunächst zwei Grundsätze zu gelten: 1) Selbstverständlich gebrauchen auch wir die Evangelien in der Praxis deshalb, weil sie uns unentbehrliche Anschauungsmittel für die tiefste Religion darbieten, weil sie den reinsten Gottesglauben wundervoll illustrieren, weil sie in ergreifender Weise das Bild eines gottgeeinten Menschen, eines die Menschen zu Gott geleitenden Heilandes zeichnen. Wir kennen nichts Höheres im Religionsunterricht und in der Predigt, als die in den Evangelien vorhandenen religiösen Werte und die in ihnen sich kundgebenden Personen: den heiligen, gütigen Gott und den Heiland und Meister Jesus, vor empfänglichen Gemütern lebendig zu machen. Ein innerer Drang zieht uns in die Praxis. 2) Selbstverständlich können wir in der Praxis nicht abwarten, bis die Wissenschaft zu gesicherten Resultaten gekommen ist. Das würde Aufhebung der Praxis auf immer bedeuten. Also muß sich die Praxis mit dem unfertigen Stand der Wissenschaft irgendwie einrichten.

Wie ist das zu machen? Ich sehe zwei Wege. Wer radikaler, trostloser Skeptiker ist, wer die Ungeschichtlichkeit Jesu für möglich hält oder wenigstens die Unerkennbarkeit des geistigen Wesens Jesu behauptet, aber dennoch in den Evangelien den unüberbietbaren Ausdruck seiner Herzensfrömmigkeit erblickt, von dem er nicht lassen mag, die er auch Anderen mitzuteilen nicht lassen kann, wird über die evangelische Geschichte lehren und predigen als über die heiligste Symbolisierung, die sein Glaube gefunden hat. Ob ein solcher Standpunkt auf die Dauer haltbar ist, weiß ich nicht, ich halte es aber für möglich. Anders geht der relative Kritiker und Skeptiker. Ihm ist aus historischen Gründen gewiß (oder wahrscheinlich), daß Jesus ein einzigartiger Erneuerer des alten prophetischen Gottesglaubens, ein einzigartiger Offenbarer Gottes gewesen ist, in seiner Zeit und für seine Zeit, ein Heiland für das israelitische Volk in der Römerzeit. So ist er der geschichtliche Anfänger einer religiösen Bewegung geworden, an der auch wir Modernen teilhaben wollen. Nun sind zwei Schwierigkeiten: 1) wir können nicht die ganze Anschauung des antiken Anfangsstadiums unsrer Religion in uns aufnehmen; wir müssen eine Auslese treffen, das was uns als wertvoll berührt, von Anderem lösen und in einen neuen Zusammenhang oder in eine neue Form einstellen. 2) Wir sind nicht sicher, ob dies oder jenes Wichtige oder Unwichtige wirklich von Jesus gesagt und getan ist. Anders ausgedrückt: es ist Manches geschichtlich gut überliefert, was uns wertlos ist, und Manches ist uns wertvoll, was geschichtlich unsicher überliefert ist. Was ist da zu tun?

Ausgangspunkt unserer praktischen Verkündigung von Jesus ist der Bestandteil der Ueberlieferung, der uns geschichtlich gesichert und praktisch wertvoll erscheint. Das Zeitgeschichtliche, für die Praxis Wertlose stellen wir zurück; wie weit wir unser kritisches Urteil darüber mitteilen, hängt ab von der Bildung unsrer Hörer. Die Mitteilung kann schädlich und kann unerläßlich sein. Um so freudiger greifen wir zu dem Ueberlieferungsgut, das unsicher ist, aber irgendwie für die Gegenwart wertvoll gemacht werden kann. Auch hier hängt die Aufklärung über den historischen Bestand von der Aufnahmefähigkeit der Hörer ab.

Was somit herauskommt, ist weder der von uns erkannte geschichtliche Jesus, noch ein ungeschichtlicher Jesus, ein Phantasiegebilde oder dergleichen, es ist mit glatten Formeln schwer zu fassen, der Jesus der Geschichte im Gewande der modernen Zeit — mir fällt gerade keine geschicktere Formulierung ein.

Ist das nun doppelte Buchführung, Irreführung des Publikums und dergleichen?

Ich sage Nein. Diese Auffassung ist berechtigt, hat ihr geschichtliches und ihr inneres Recht. Was haben die Theologen seit Paulus anders gemacht, als daß sie heraushoben aus der Ueberlieferung, was ihnen wertvoll war und das Ganze mit ihrer Zeitanschauung umwoben? Denken Sie an Paulus, der fast die ganze evangelische Ueberlieferung zurückstellte und nur das Eine predigte, woraus er sich so Wertvolles gemacht hatte, den Tod und die Auferstehung. Denken Sie vor allem an Johannes, den großen Modernisten und Subjektivisten des Neuen Testaments, den genialen Bahnbrecher einer zeitgemäßen Jesusverkündigung! Hat nicht auch Johannes subjektiv willkürlich herausgenommen aus der Ueberlieferung die Stoffe, durch die er seine individuellen Auffassungen von Jesus illustrieren konnte, hat er nicht kühn neue Herrenworte geprägt — so viel wagen wir gar nicht — die seinem Gemüt und seiner Erfahrung entsprangen! Wenn Sie uns der Unehrlichkeit bezichtigen, müssen Sie auch Johannes einer raffinierten Dupierung der christlichen Gemeinde beschuldigen!

Uebrigens sind mir Ihre polemischen Ausführungen nicht ganz klar, jedenfalls so, wie ich sie verstehe, treffen sie mich nicht. Es wird mir nicht einfallen, „vor der Menge einen Jesus moderner Art zu verteidigen,“ wo meine „wissenschaftliche Forschung“ mir „längst gesagt hat, daß es diesen Jesus überhaupt nicht gegeben hat.“ Wenn ich etwas zu „verteidigen“ habe, dann werde ich auch vor der Menge eine Scheidung zwischen dem historisch Nachweisbaren und der religiös-modernen Weiterführung und Ausdeutung zu geben versuchen. Ich meine indes, vor harmlosen Hörern wird der moderne Prediger und Lehrer nicht fort und fort sein Hauptziel, die religiöse Erziehung und Erbauung, durch solche kritische Fragen stören dürfen. Auch wir kennen so etwas wie Schonung der Gewissen.

Ebensowenig fällt es mir ein, im Namen der Wissenschaft (von Ihnen unterstrichen) einen doppelten Jesus zu verteidigen. Meine Wissenschaft weiß nur von einem Jesus, und von dem weiß sie Vieles nicht. Der andre Jesus ist eine Mischung von Wissenschaft und Glaubenszeugnis und soll ja immer als solche gekennzeichnet werden.

Durch kurz ausgeführte Beispiele werde ich am besten deutlich machen können, was ich meine.

Der Gichtbrüchige — der evangelische Bericht erweckt bei mir manche Bedenken, Situation und Wortlaut der Rede Jesu scheint mir unsicher überliefert. Für die Praxis ist die Erzählung aber von unschätzbarem Werte, weil sie wundervoll die Gestalt des Heilandes malt, der sich zu dem hilflosen Menschen neigt und ihn aus seiner Not herausreißt. Darf ich nur dann dieses Bild mir ausmalen, wenn ich Alles für geschichtlich halte? Muß ich auf die Verwertung der Geschichte verzichten, weil ich die Erzählung nicht für absolut sicher halte? Darf ich sie nicht, unbekümmert um alle kritische Zweifel, als Illustrationsmittel für eine religiöse Glaubenserfahrung verwenden?

Gethsemane — was Jesus gebetet, kann nach der Erzählung Niemand gehört haben, denn die Jünger sind eingeschlafen; wir haben hier also eine vom Evangelisten oder seinen Gewährsleuten zurechtgemachte Ueberlieferung. Man kann von innerer Wahrheit reden, aber wissenschaftlich genau erweisen kann Niemand, was Jesus gesprochen hat. Was ist hier nun die Aufgabe des Praktikers? Selbstverständlich die kritischen Zweifel in Ruhe lassen und ruhig den erschütternder Gehalt dieser Geschichte oder Legende anschaulich machen und nur dann die Kritik heranziehen, wenn es von den Hörern gewünscht wird.

Der Tod Jesu — daß Jesus selbst von einer Heilsbedeutung seines Todes geredet habe, kann höchstens wahrscheinlich gemacht werden. Diese kritische Frage interessiert den Praktiker nicht, er hat zu sagen, was der Tod Jesu für ihn und für uns bedeute.

Jetzt glaube ich deutlich genug gemacht zu haben, wie sich für mich der historische Jesus und der Jesus der praktischen Verkündigung unterscheiden. Jener wird mit den Mitteln der Wissenschaft festgestellt, bei diesem tritt die religiöse Intuition, die moderne Glaubenserfahrung, die Phantasie hinzu (ganz wie im Johannes-Evangelium). Dieser soll gar und will gar nicht in allen seinen Zielen und Worten streng historisch sein; von dem historischen Jesus aus ist er entwickelt zu einem lebendigen Träger und Symbol religiöser Gegenwartswerte. Sie dürfen ja doch nicht bei der Verkündigung des modernen Jesus an Volksreden und Volksbücher denken, die etwa nach Ihrer Meinung nur dazu da sind, die Orthodoxie totzuschlagen. In denke bei meiner Ausführung nicht an Polemik und nicht an Agitation, sondern an die regelmäßige positive Arbeit des Predigers und Religionslehrers, deren Aufgabe es doch ist, nicht über Geschichte zu belehren, sondern für ein religiöses Ideal zu erziehen. Ihnen soll der von mir nur angedeutete moderne Jesus als ein Ideal vorleuchten, aus dem sie sich Kraft holen und zu dem sie hinführen. Ich entwickle damit kein neues Programm, sondern beschreibe nur, was Andre vor mir ausgeführt haben und viel besser, als ich es vermöchte.

Ein Hauptunterschied zwischen uns liegt darin, daß Sie den Ueberschuß Ihres religiösen Christus zu der wissenschaftlich nachweisbaren Gestalt hinzu addieren und die Summe den historischen Christus nennen. Kleine Ketzereien, die Sie sich vermutlich dabei erlauben, haben nicht viel zu sagen. Das Schlimme (wissenschaftlich gesprochen) ist vielmehr, daß Sie den Grundsatz befolgen: daß die Glaubensüberzeugung die Kraft habe, Tatsachen in der Vergangenheit zu schaffen, einen Grundsatz, der sich schließlich so ausdehnen ließe: mir hat sich Jesus als lebendiger Heiland bewährt, also — hat er gelebt, ist er auferstanden, hat er Wunder getan, war er Gottes Sohn, sind seine Worte echt usw. Sie wissen, welche Rolle diese Anschauung in der Drewsdebatte gespielt hat. Die Glaubensüber-

zeugung kann aber meines Erachtens nur für die Gegenwart und für die Zukunft Tatsachen sichern. Auch die Vergangenheit zu regulieren, dazu reicht ihre Kraft nicht aus. Wenn Sie also, wie Sie sagen, an eine Heilsgeschichte, d. h. ein Handeln Gottes mit und an der Welt in Jesus, glauben, so kann das nimmermehr bedeuten, daß die Geschichte Jesu so und so verlaufen sein müsse. Wenn Ihnen die Geschichtsforschung diese oder jene Grundlage Ihres Glaubens entzieht, müssen Sie sich bessere suchen oder sich mit dem sturmfrei bleibenden Gebiet begnügen. Sie können keine Grenzen abstecken auf dem Gebiet der Evangelienforschung, über die die Historie nicht hinausdürfte.

Sie sehen also, ich kann durch die „Christusmythe" nicht nervös werden, ich kann ihrem weiteren Verlauf ruhig entgegensehen; es ist für mich eine Streitfrage, die mit rein wissenschaftlichen Mitteln zu erledigen ist. Sie sind nur darum ebenso ruhig, weil sie nicht durch den Skeptizismus hindurchgegangen sind und daher gar nicht die psychologischen Voraussetzungen haben, um den modernen, religionsgeschichtlichen Fragestellungen besondere Bedeutung beizumessen. Oder irre ich mich hierin?

Was nun die Frage der Veröffentlichung anlangt, so möchte ich erst Ihre Bemerkungen über vorliegenden Brief abwarten. Bleiben Sie bei Ihrem Urteil, so ist eine Verständigung ausgeschlossen und die Veröffentlichung scheint mir zwecklos. Sie hätte Sinn nur dann, wenn sie zeigte, wie Vertreter zweier verschiedener Schulen nach längerem Aneinander vorbeireden und Einander nicht verstehen schließlich einander verstehen lernten. Wenn dann Rade bereit wäre, die Briefe aufzunehmen, hätte ich nichts dagegen. Einer anderen Zeitschrift überliefere ich meine Briefe ungern; ich möchte nicht gerne selbst den Spieß reichen, mit dem man mich dann ersticht.

Mit verbindlichstem Gruß

Ihr ergebener H. Windisch

(Fortsetzung folgt)

---

63. Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins zu Frankfurt am Main 23.—25. September 1911

Die rasche Mehrung der Bevölkerung in unserm Vaterland und das Auswachsen der bisherigen Mittelstädte zu Großstädten bildet bei Veranstaltungen, die auf weitere Kreise wirken sollen, Schwierigkeiten, von denen das voraufgegangene Geschlecht nichts gekannt hat. Abweichend von dem sonst üblichen Programm der Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins hat deswegen das Frankfurter Festkomitee die Tagung an einem Sonnabend beginnen lassen. So konnten am Sonntag in allen evangelischen Kirchen der Stadt Diaspora-Geistliche die Gottesdienste abhalten. Die Kirchen waren sehr gut besucht, obwohl nur der kleinste Teil der Anwesenden den Namen derer je gehört haben wird, die vor ihnen auf der Kanzel standen. Der Gedanke war sinnig: nicht die Bevölkerung soll zu dem Verein kommen, sondern der Verein schickt seine Vertreter in die einzelnen Gotteshäuser der Feststadt. Eine Schwierigkeit aber entstand dabei: der Zentralvorstand hat sich nicht dazu entschließen können, für den Sonntag eine geschäftliche Versammlung der Abgeordneten anzusetzen, so daß für geschlossene Verhandlungen am Montag nur allzu knapp bemessene Zeit blieb. Ueber so Manches noch wäre Aussprache in geschlossener Sitzung wünschenswert gewesen; der Umfang der Vereinsarbeit ist in stetem Wachsen begriffen, und es treten an den Verein immer neue Aufgaben heran.

Zweimal bereits hat die Hauptversammlung in der deutsch-reformierten Kirche zu Frankfurt tagen dürfen: 1843, als die Sachsen unter Führung des Superintendenten Großmann mit den Süddeutschen unter Führung des Prälaten Karl Zimmermann gemeinsam die Satzungen berieten, und wieder im Jahre 1877. Man hätte wünschen mögen, daß bei der diesmaligen Tagung noch einer oder der andere von den Männern aus jener ersten Versammlung hätte zugegen sein können. Die Vielen, die heute kleinmütig und trübe in die Zukunft der evangelischen Kirche sehen, hätten dann erfahren können von den Kämpfen, die sich im dritten und vierten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, also grade in der Frühzeit des Gustav Adolf-Vereins abgespielt haben. Mit gutem Grund hat auf der Jahresversammlung des Brandenburgischen Hauptvereins der Vorsitzende an die Kabinettsordre Friedrich Wilhelm IV. erinnert, in der er das Protektorat über die Preußischen Gustav Adolf-Vereine übernimmt: den Streit der Meinungen in der evangelischen Kirche beilegen zu wollen, heißt es dort, sei ein vergebliches Bemühen, aber grade darum müsse man den einander Widerstrebenden Gelegenheit bieten zu gemeinsamer Liebesarbeit. Diesen Dienst tut uns der Gustav Adolf-Verein heute noch. Der Vorsitzende des Zentralvorstandes, D. Hartung, brachte in seiner Eröffnungsrede das auch wirksam zur Geltung.

Und wie steht es um die Vereinsarbeit? Wenn die Gesamteinnahmen im Jahre 1910 die des Vorjahres um 12000 Mark überschreiten, so bedeutet das einen geringen Zuwachs; haben sich doch die Zweigvereine um 30, die Frauenvereine um 14 vermehrt. Ungünstige Erscheinungen in der wirtschaftlichen Lage unseres Vaterlandes sind hier offenbar die Ursache; denn die Millionäre sind es nicht, die den Verein tragen. Als den erfreulichsten Teil der Vereinstätigkeit müssen wir auch diesmal die deutsche Kindergabe bezeichnen: 24000 Mark konnten in Frankfurt als der Ertrag der diesmaligen Sammlung für den Kirchbau im pfälzischen Blieskastel überreicht werden, und ein paar tausend Mark dürften noch nachträglich eingehen. Die Kirchen von Fürstenfeld in Steiermark, und Starosinetz in der Bukowina, denen die beiden früheren Sammlungen gegolten haben, sind in diesem Sommer eingeweiht worden. Nun dürfte es aber wohl auch an der Zeit sein, daß die Hauptvereine dafür sorgen, die große Liebesgabe zu erhöhen, und sich nicht länger damit begnügen, beim Namensaufruf ihren Beitrag: „Wie im Vorjahr!" zu normieren. Diesmal hat es die große Liebesgabe auf 22040 Mark gebracht (die Stralsunder 1910 war um ein Weniges niedriger). Nun hat aber im Jahre 1862 Salzburg für seinen Kirchbau 20074 Mark erhalten. Daß bei einer Erhöhung der Liebesgabe die Gemeinden zu Luxusbauten verleitet werden könnten, ist nicht zu fürchten; es braucht doch nur daran erinnert zu werden, wie sich seit 1862 die Preise für Baumaterialien, Löhne usw. verändert haben. Für die Gemeinde Salzburg hat im Jahr 1862 die Liebesgabe bei dem damaligen Geldwert wohl nahezu das Doppelte von dem bedeutet, was mit der heutigen Liebesgabe zu leisten ist.

Unter den einzelnen Arbeitsgebieten steht auch diesmal Südamerika in erster Reihe.*) Nicht nur mit Geldmitteln ist es bedacht worden, sondern der Zentralvorstand hat ihm auch seinen bisherigen Berufsarbeiter Pastor Braunschweig überlassen, der, in den Dienst des Preußischen Oberkirchenrats übergetreten, nun als Propst in Porto Allegre (Rio Grande do Sul) seinen Wohnsitz genommen hat. Der diesmalige Bericht des Zentralvorstandes war die letzte Arbeit in seiner bisherigen Tätigkeit.

Die Diaspora Oesterreichs trauert um den Heimgang Friedrich Meyers in Zwickau, und nicht sie allein. Erfahrungen, die auf beschränktem Gebiete der Lutherische Gotteskasten gemacht hatte, hat er zu benutzen verstanden und ins Große übertragen, um der evangelischen Kirche Oesterreichs durch Aussendung junger reichsdeutscher Pastoren zu ausreichender geistlicher Versorgung zu verhelfen. Daß der Wiener Oberkirchenrat sein Vorgehen anfangs mit Kopfschütteln betrachtete, war erklärlich, würde eine staatliche Behörde doch nimmermehr das haben durchsetzen können, was eine geniale Persönlichkeit wie Meyer geleistet hat, als es galt, die evangelische Bewegung unter den Deutsch-Oesterreichern in kirchliche Bahnen zu bringen. Er hat der Gustav Adolf-Arbeit neue Wege gewiesen, die zu gehen man sich bis dahin nicht getraut hatte.

War es vor einem Jahrzehnt die evangelische Kirche in Oesterreich, so ist es heute die evangelische Schule, die unsere Sorge in besonderem Maße in Anspruch nimmt. Auf der Frankfurter Hauptversammlung hat sich zum ersten Mal die evangelische Lehrerschaft Oesterreichs durch einen besonderen Abgeordneten vertreten lassen. Dieser würdige, bejahrte Lehrer, einst aus

*) Vgl. die Artikel Aldingers in Nr. 19, 21, 23 d. J.

Württemberg in die österreichische Diaspora gekommen, hat die so ungleich günstigere Versorgung in der Heimat mit den Entbehrungen eines Diasporalehrers vertauscht. Wer seinen Ausführungen über die Lage der evangelischen Lehrerschaft gefolgt ist, hat die Ueberzeugung mitgenommen: wo solche Männer in den Gemeinden stehen, wird evangelische Glaubenstreue auf die Jugend übertragen. Leider sieht es unter der jüngeren Lehrerschaft ganz anders aus. Das haben Vorgänge der letzten Monate erwiesen; mit einer Besserung lediglich der materiellen Lage der Lehrerschaft ist hier noch längst nicht geholfen. Es steht heute trübe um die evangelische Schule Oesterreichs.

Auf der Hauptversammlung in Stralsund hatte im vorigen Jahr Pfarrer Nack, damals noch in Banjaluka, heute in Pilsen, einen packenden Vortrag über die Notlage der deutschen evangelischen Kolonisten in Bosnien, insbesondere über Schutzberg gehalten. Es war nur gerechtfertigt, unsere bedrängten Landsleute in diesem Neuland diesmal an der Bewerbung um die große Liebesgabe teilnehmen zu lassen. Mit ihnen kamen in die Terna Xions in Posen und Donaueschingen, die beide an einen neuen Kirchbau denken müssen. Referent über den Dreiervorschlag war Professor Wach aus Leipzig, seit langen Jahren Mitglied des Zentralvorstandes.

Eine Gemeinde der deutschen Ostmark war seit fünf Jahren nicht mehr in die Terna gekommen; es mochte scheinen, als sei für die dortige Diaspora zur Zeit genügend gesorgt. Seit Jahresfrist ist es anders geworden in der Ostmark. Was zwei Dezennien hindurch die Ansiedlungskommission mit Mühe und Fleiß aufgebaut hat, wird jetzt wieder eingerissen. Wohl versichert uns der erste Reichsbeamte, an der preußischen Politik im Osten habe nichts sich geändert, und dabei wird offen für Zentrum und Polen gearbeitet. Mit keinem Worte hatte Wach in seinem Referat des Umschwungs gedacht, der im Osten sich vollzieht; aber von dem Geist, der den jüngst abgehaltenen Deutschen Tag in Posen durchweht hat, war doch etwas in der Hauptversammlung zu spüren. Mit schwacher Majorität ist die Liebesgabe dem Kirchbau zu Xions zugesprochen worden: es waren 150 Stimmen, 144 hatte Banjaluka erhalten, Donaueschingen 14.

Das Ergebnis ist Vielen überraschend gekommen; mitgewirkt hat dabei, daß was sonst nie geschieht, in Bosnien nicht bloß Banjaluka und Schutzberg, sondern noch eine ganze Anzahl von Predigtstationen und Schulgemeinden sich hätten in die Liebesgabe teilen sollen; bedürftig sind sie ja gewiß alle, aber die Abgeordneten der Hauptversammlung sind gewohnt, mit der großen Liebesgabe an Einer Stelle fertige Arbeit zu machen, so wenigstens war sie ursprünglich gedacht. Es war ein erhebender Moment, als sofort nachdem das Ergebnis der Abstimmung festgestellt war, eine Reihe der Hauptvereine durch besondere Zuwendungen das Schmerzensgeld für Bosnien um mehrere Tausend erhöhten; möchte das in Frankfurt gegebene Beispiel noch reichlich Nachahmung finden. Es liegt ein aktueller Notstand vor, zumal bei der Kirchbauschuld in Schutzberg; nicht minder aber dadurch, daß der Bosnische Landtag den Schulen mit deutscher Unterrichtssprache die Unterstützung entzogen hat, die sie bisher von der Bosnischen Landesregierung erhalten hatten.

Für die Hauptversammlung des Jahres 1912 ist Posen in Aussicht genommen. Bekanntlich war 1905 eine Tagung in Bromberg vorbereitet, mußte aber dann wegen angeblicher Choleragefahr unterbleiben. Hoffen wir, daß diesmal ein freundlicher Stern über unserm Vorhaben leuchtet, wenn wir gen Osten reiten.

Rudolf Weil

Nachwort des Herausgebers. Anders als in der Seele des regelmäßigen Besuchers werden in der des seltenen die hohen Tage sich spiegeln. Es sei mir gestattet, als einer, der seit langer Zeit wieder einmal dem Hauptfeste des Gustav Adolf-Vereins beiwohnen konnte, den Worten unsers treuen Berichterstatters noch einiges Wenige ergänzend hinzuzufügen.

Ich beginne mit einer Beobachtung, die mir wichtig war: es ging ruhiger, ernster zu, als vor zwei Jahrzehnten noch. Die vielen Wiederholungen, die der Vortrag verwandter Sachen mit sich bringt, und die Wichtigkeit persönlichen Austauschs für die aus großer Zerstreuung Zusammengeeilten bringt gerade solchen Tagungen leicht eine begreifliche, störende Unruhe. Es fehlte daran auch diesmal nicht; aber der Fortschritt war groß.

Vielleicht machte sich darin ein anderer Fortschritt mit geltend: die Qualität der Reden ist unvergleichlich besser geworden. Früher einige Schlager, aber das Meiste untergehend in Ungeschick des Redners und Ungeduld des Publikums. Es gehört ja auch eine wahre Meisterschaft dazu, in wenig Minuten gerade das Wichtige und Fesselnde zu sagen. Aber diesmal diese durchgängige Tüchtigkeit! Mag man mit Recht nur eine Elite zum Wort gelassen haben, es waren ihrer doch Viele, und Jedermann mußte da Respekt bekommen vor unsern Diasporageistlichen. Welch ein Genuß geradezu: diese verschiedenen Typen!

Ganz vortrefflich, daß am lieben Sonntag eine ganze Schar von ihnen predigend zur Wirkung kam! Man soll keine solche Tagung mehr abhalten, ohne den Sonntag einzubeziehen und diese Prediger so in die Kirchgemeinden einzuführen. (Dabei könnte man ja den Sonntag das Fest einläuten lassen und die Verhandlungen auf Montag Dienstag setzen.)

Die „große Liebesgabe" hat gegenüber dem Gesamtbudget ohne Zweifel stark an Bedeutung verloren. Sie muß doch bleiben, als ein charakteristischer Höhepunkt des Festes. Die technische Rücksicht, die Freund Weil oben für Xions geltend macht (fertige Arbeit an einer Stelle), ehre ich. Aber nationale Leidenschaften sollten gerade bei der großen Liebesgabe nicht hervortreten. Sie ist ein Symbol, und soll das Symbol sein einer über allen Nationalitätenstreit erhabenen sich der Glaubensgenossen annehmenden evangelischen Religion. Daß „Deutsch" und „Evangelisch" in der Gustav Adolf-Arbeit vielfach zusammenklingt, zusammenwirkt, zusammenhält, ist natürlich und recht; anderseits wird gerade der Zentralvorstand — und zu D. Hartung darf man jedes persönliche Zutrauen in dieser Hinsicht hegen — ein Verständnis für die internationale Seite des Evangeliums und der Gustav Adolf-Aufgabe haben; fördernd hier, verwirrend dort, darf die nationale Vorliebe gerade bei dem symbolischen Akt des Zuspruchs der Liebesgabe nicht den Ausschlag geben. Eine großzügige, rein evangelische Gustav Adolf-Politik mußte von den drei vorgeschlagenen Gemeinden Banjaluka bevorzugen, darüber konnte kein Zweifel sein. Aber schon der Referent entschied für Xions, als er seine antipolnischen Kindheitserinnerungen in den Schluß des sonst so ostentativ unparteiischen Berichtes einflocht. Er erzählte, wie ihn beim Eintritt ins Gymnasium — an der Weichsel — ein älterer Schüler fragte: Bist du deutsch oder katholisch? und ihm die Antwort: Evangelisch! mit einer kräftigen Ohrfeige zahlte. Auch daß man dort — in Preußen — die Deutschen „deutsche Hunde" geheißen habe. Da waren ja nun wohl die nationalen Instinkte genügend wach gerufen. Und doch, was beweisen solche Geschichten? Mir fiel sofort die Jugenderinnerung eines andern juristischen Professors ein, der einst in öffentlicher Versammlung von seinem westfälischen Gymnasium erzählte, wie sie dort, auf der konfessionell protestantischen Schule, die katholischen Mitschüler verhauen haben. (Er argumentierte daraus für die Simultanschule!) Nun, ich gönne Xions die Gabe, die hoffentlich das Loch seiner Bedürfnisse rechtschaffen schließt; aber Banjaluka ist ein Tor, durch das man einzieht, weil drinnen große Aufgaben warten. Und da wird es ja wohl in Gustav Adolf-Kreisen an ernster Bereitschaft und auch an Weitblick für alle Zukunft nicht fehlen; aber Banjalukas Sieg jetzt in Frankfurt hätte mehr als nur durch den Geldbetrag wie eine bedeutsame Tat gewirkt über ganze Länder hin.

R

Scheidung

Ein Vorschlag D. Theodor Kaftans

Eine große Ueberraschung hat die jüngst erschienene Schrift des Generalsuperintendenten D. Kaftan: „Wo stehen wir? Eine kirchliche Zeitbetrachtung, verfaßt in Veranlassung des Falles Heydorn bezw. des Falles Jatho"*) in den kirchlich interessierten Kreisen Schleswig-Holsteins hervorgerufen. Daß Kaftan kein Freund der modernen Theologie sei, war bekannt. Auch nicht unbekannt, daß Kaftan als Vertreter der „modernen Theologie des alten Glaubens" verschiedene Positionen der Orthodoxie, wie z. B. die Zweinaturenlehre, mit großer Entschiedenheit ablehne. Als vor einigen Jahren in den „Biblischen Zeit- und Streitfragen" seine Schrift „Jesus Christus, der einige Mittler zwischen Gott und den Menschen" erschien, geriet das Vertrauen zu der Rechtgläubigkeit des schleswigschen Generalsuperintendenten in orthodoxen Kreisen ins Wanken. Selbst der Kieler Professor Schaeder sah sich veranlaßt, gegen Kaftans Ausführungen Stellung zu nehmen. Kaftan aber betonte stets mit großer Energie, daß er den alten Glauben vertrete, und lehnte mit Entschiedenheit die Methode namentlich der modernen Religionsgeschichtler ab. Er bezeichnete die Modernen als „Weltgläubige" und als „Jesusverehrer" im Gegensatz zu den Christusgläubigen und ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß er der Rechten mit ganzem Herzen angehöre. Trotzdem fand man bei ihm ein Verständnis

*) Schleswig, Julius Bergas. 71 S. 1 Mk.

für die religiösen Positionen der Modernen, wie man es sonst selten bei den Altgläubigen findet. Kaftan verschmähte es nicht, sich in dem liberalen „Kirchenblatt" mit seinen theologischen Gegnern — wenn auch nicht immer in einem liebenswürdigen Tone — auseinanderzusetzen. Niemals nahm er die Allüren eines Ketzerrichters an; er konnte sich mit dem Vorhandensein der theologischen Richtungen abfinden, so sehr er auch ihr Auseinandergehen bedauerte. Ihm wird, wohl nicht mit Unrecht, das Verdienst zugeschrieben, ein disziplinarisches Einschreiten des Konsistoriums gegen freier gerichtete Pastoren verhindert zu haben. Und jetzt?

Die Antwort, die Kaftan auf die Frage Wohin gehen wir? gibt, lautet: Wir sind dahin gelangt, daß eine Scheidung zwischen Alt- und Neugläubigen eintreten muß. Der Bestand der Landeskirche ist gefährdet, der Bestand des Bekenntnisses erschüttert. Soll die Landeskirche gerettet werden, so lasse man diejenigen, welche die geistlichen Güter der Kirche, wie sie in Wort und Sakrament gegeben und durch das Bekenntnis geprägt sind, bekämpfen, sich geistlich von der bestehenden Landeskirche trennen. Nur an ihren äußeren Gütern, näher ihrer Finanzverwaltung, lasse man ihnen gebührenden Teil. Allen Gemeinden der Landeskirche, deren geordnete Organe beschließen, nicht mehr zur lutherischen Bekenntniskirche zu gehören, sondern als modern christliche Gemeinden weiter existieren zu wollen, gestatte man das.

Auf die Ausführungen über eine Auseinandersetzung zwischen den alten und den von ihnen sich lösenden Gemeinden braucht hier noch nicht weiter eingegangen zu werden, da die Frage der Auseinandersetzung, Gott sei Dank, noch nicht akut ist. Was aber hat Kaftan zu dieser Forderung der Scheidung getrieben? Woher die Veränderung nicht der Stellung zu den Liberalen, wohl aber der Stimmung? Bis dahin war Kaftan doch der Meinung gewesen, daß die Landeskirche die Liberalen tragen könne, und nun will er sie, wenn auch nicht völlig aus der Landeskirche herausstoßen, doch in den Winkel drücken, ihnen eine Stellung in der Landeskirche anweisen, die im Grunde nichts Anderes ist als eine Ausscheidung. Die Fälle Heydorn und Jatho haben Kaftan zu dieser Forderung geführt. In Heydorn und Jatho sieht Kaftan Typen der modernen Theologie. (Wenn er auch zugibt, daß sie in ihrer Weise Extreme repräsentieren.) Aber mit welchem Recht? Für Jathos Theologie ist bis heute kein Geistlicher unserer schleswig-holsteinischen Landeskirche eingetreten. Die Mystik Jathos und sein sich völliges Lösen von der Geschichte trennen uns von ihm. Wer für das Bleiben Jathos im Amte eingetreten ist, hat zugleich bekannt, daß er die Theologie Jathos nicht vertreten könne. Und Heydorn? Hätte dieser vor der Veröffentlichung seiner Thesen doch nur seine theologischen Freunde um Rat gefragt! Jeder würde ihm geraten haben, die Thesen nicht in dieser Form in die Welt hinauszusenden, und seine Positionen eindeutiger herauszustellen. Heydorn gilt wohl nicht mit Unrecht als „Einspänner" und ist am wenigsten geeignet, als Typ hingestellt zu werden. Doch lassen wir die Frage bei Seite, ob Jatho und Heydorn mit Recht oder Unrecht von Kaftan als Typen aufgestellt werden — sie sind Vertreter der Liberalen, die nach Kaftan mit dem Evangelium von Christus radikal gebrochen haben und, wie sich in der Affäre herausstellte, zu dem Evangelium eine gebrochene Stellung einnehmen. Sie sind es, die keine Lehrzucht wollen, weil sie keine Lehre haben. Und weshalb haben sie keine Lehre? Deshalb, weil sie kein „Wort" haben, das gewiß ist und lehren kann; weil ihnen auf dem Gebiet der Religion alles Objektive in das Subjektive zerflossen ist. Sie wissen nur noch von subjektiven Anschauungen und deren Symbolen, von Stimmung und Gesinnung.

Aber wo in aller Welt sucht Kaftan diese so gezeichneten Liberalen? Wo ist einer, der mit dem Evangelium gebrochen hat? Kaftan wirft den Liberalen vor, daß sie keine Lehrzucht wollen, weil sie keine Lehre haben, weil ihnen jede Anerkennung und Geltendmachung einer objektiven Autorität auf dem Gebiete der kirchlichen Verkündigung als Rückfall in den Katholizismus gilt. Kaftan wird aber doch nicht von den Liberalen verlangen, daß sie sich vor einer ihnen fremden objektiven Autorität beugen sollen, und wird ihnen doch nicht zumuten wollen, daß sie irgend eine Lehre auf Autorität hinnehmen sollen? Wir lassen uns gerne von Autoritäten innerlich überwinden, allerdings in der Voraussetzung, daß das, was als Autorität sich ausgibt, sich uns innerlich, vor unserm Gewissen und unserer Vernunft, als Autorität ausweist. Die Liberalen sollen keine Lehre haben! Nun, eine feste für Zeit und Ewigkeit feststehende Lehre gibt es für sie nicht. Die Lehre ist der Entwicklung unterworfen, auch die Kirchenlehre ist im beständigen Flusse, wenn schon es seit vierhundert Jahren nicht zu einer neuen bekenntnismäßigen Festsetzung der Lehre gekommen ist. Aber eine Lehre haben wir. Wie könnten wir sonst Sonntag für Sonntag lehren? Wir sind gewiß, daß unsere Lehre nicht ein Komplex geschichtsloser Vernunftwahrheiten ist, sondern ein Zeugnis religiöser Erfahrung, die uns freilich mehr gilt, als die Lehre, weil uns das Objekt mehr gilt als die über das Objekt gemachten Aussagen. Allerdings können wir die Lehre nicht überschätzen, aber wir unterschätzen sie auch nicht, wenn wir aus der Lehre die Stimme solcher heraushören, die von dem Geiste Gottes berührt sind. Non vera, sed pia dogmata hat irgendwo der alte Schleswig-Holsteiner Twesten zitiert. Unsere Lehre hat ihre letzte Wurzel auch im Worte, im Evangelium Jesu von Nazareth, wie es von uns erlebt und verstanden wird, und wir lassen uns den Besitz des Wortes von Niemandem absprechen.

Aber die Liberalen wollen nach Kaftan keine Lehrzucht. Ich urteile nicht darüber, ob alle Liberalen die Lehrzucht strikte ablehnen. Vor der Entscheidung des Spruchkollegs standen viele Liberale zur Lehrzucht freundlicher als heute. Der Umschwung ihres Urteils ist aber begreiflich. Hat die Verhandlung vor dem Spruchkollegium nicht gezeigt, daß man zu messen versuchte, ohne einen Maßstab zu haben, an dem man messen konnte? Das Bekenntnis soll nach Kaftan ein Maßstab sein, an dem Lehrzucht geübt werden soll. Die ungeänderte Augsburgische Konfession böte solchen Maßstab, gewiß; aber wieviele, die den Orthodoxen sich zurechnen, würden bestehen, wenn man sie mit diesem Maßstab messen wollte? Auch Kaftan nicht. Wenn Kaftan von dem Bekenntnisse redet, so scheint aus verschiedenen Stellen seiner Schrift hervorzugehen, daß er an das Bekenntnis zu Christus als dem Gottessohne (in metaphysischem Sinne) denkt. Das Bekenntnis zu Christus involviert nach Kaftan die Anerkennung eines schlechthin Sonderlichen, von etwas, um das und in dem es anders bestellt ist als sonst in aller Geschichte der Menschen, etwas Supranaturalem. Aber ist dieses Bekenntnis als Maßstab für eine Lehrzucht geeignet? Kaftan verurteilt die, die in Jesus nur den religiösen Genius sehen. Ist der Genius aber nicht auch etwas schlechthin Sonderliches? Die Liberalen wissen nach Kaftan nur von subjektiven Anschauungen und Symbolen, Stimmungen und Gesinnungen. Ich begreife nicht, wie dieses letzte Wort aus Kaftans Feder kommen konnte. Ist denn Gesinnung nicht schließlich doch die Hauptsache? Wozu alle Lehre? Wozu das Bekenntnis, wenn die rechte Gesinnung nicht vorhanden ist? Ist Gesinnung nicht Alles? Ist sie es nicht, die den Menschen zum Christen macht? Alles Objektive ist den Liberalen nach Kaftan ins Subjektive zerflossen! Aber ist die Gottesoffenbarung in Christus, die von den Liberalen widerspruchslos anerkannt wird, nichts Objektives? Ist das persönliche innere Leben Jesu, der Quell und das Fundament unseres Glaubens, nichts Objektives? Sind die Ideen, die geistigen Realitäten, von denen auch der Glaube der Liberalen lebt, nichts Objektives? An welche Liberalen hat Kaftan denn gedacht, als er ihnen den Besitz alles Objektiven absprach? Auch der alte Vorwurf, daß die Liberalen Christus nicht als Objekt des Glaubens, sondern nur als Subjekt des Glaubens ansehen, wird von Kaftan erneuert. Woher nimmt Kaftan das Recht, diesen Vorwurf allgemein zu erheben, und die Liberalen, die in Christus nur das Subjekt des christlichen Glaubens sehen, als solche anzusehen, die sich von der geschichtlichen Christenheit innerlich geschieden haben? Wir müssen offen bekennen, daß Kaftan das Bild der Liberalen verzerrt hat, daß er die Liberalen in einer Weise würdigt, die nicht den Tatsachen entspricht, sondern einzig seiner Tendenz, die Kluft zwischen den Altgläubigen und den Modernen so weit zu erweitern, daß

in der Landeskirche für sie kein Raum mehr bleibt. Und alle diese Anklagen erhebt Kaftan in einem Ton, aus dem Jeder kräftigste Geringschätzung der Liberalen heraushören muß.

Kaftan verurteilt aber nicht nur die Theologie der Liberalen, er erhebt die Anklage, daß der Liberalismus kirchlich versagt hat. Und warum? Die Modernen hätten nach Kaftan Front machen sollen gegen die Negation eines Heydorn und Jatho, gegen ein derartiges Niederreißen aller christlichen und kirchlichen Positionen. Daß die Modernen ihren theologischen Dissens proklamieren, ist nach Kaftan nicht genügend. Oeffentlich sollten sie das Verhalten der Beiden als unvereinbar mit der Stellung eines Geistlichen unserer Kirche zurückweisen. Nun gesetzt, wir Liberalen Schleswig-Holsteins hätten das Verhalten eines Heydorn auf Grund seiner Thesen getadelt ohne Rücksichtnahme auf die drei Sätze, die das Konsistorium veranlaßt haben, nicht schärfer gegen Heydorn vorzugehen — und diese Sätze hätten nicht berücksichtigt werden können, da sie erst spät durch die Bekanntmachung des Konsistoriums zu allgemeiner Kunde gekommen sind — welche Blamage! Die Liberalen erklären das Verhalten Heydorns für unverträglich mit der Stellung eines Geistlichen unserer Kirche, und das Konsistorium glaubt, ihn tragen zu können. Und wäre es ehrenhaft gewesen, gegen Heydorn aufzutreten und durch die Ablehnung seiner Thesen Heydorns Stellung zu erschweren? zumal es bekannt war, daß der Angriff auf Heydorn nicht lediglich in kirchlichen und religiösen Gegensätzen seine Ursache hatte! Hätten die Liberalen es nicht dem Konsistorium zur Unmöglichkeit gemacht, Milde walten zu lassen, nachdem es erfahren, daß auch die Modernen Heydorn desavouieren? Im übrigen sind die Positionen Heydorns, wenn gleich nicht immer vorsichtig von ihm gefaßt, doch derartig, daß die Liberalen sein Verbleiben im Amt unmöglich beanstanden konnten.

Ein Zeugnis für das kirchliche Versagen des Liberalismus findet Kaftan ferner in seiner Opposition gegen die Einrichtung des Spruchkollegs. Manche unserer Liberalen werden bekennen, daß sie vorher das Irrlehregesetz mit freundlicheren Augen ansahen. Vereinzelte Liberale zählen auch heute noch nicht zu den entschiedenen Gegnern dieses Gesetzes; mit einigen Abänderungen würden sie es sich gefallen lassen, namentlich wenn die Gemeinde beim Zusammensetzen des Spruchkollegs vertreten wäre. Was die scharfe Opposition gegen das Irrlehregesetz erst hervorgerufen und es zum Gegenstand der heftigsten Bekämpfung gemacht hat, ist die Erkenntnis gewesen, zu der man erst nach seiner ersten Anwendung gekommen ist, nämlich daß das Spruchkollegium ein Urteil abgeben soll, ohne eine feste Norm zu besitzen, nach der es urteilen kann, daß Alles dem subjektiven Ermessen der Richter anheim gegeben ist, daß hier Imponderabilien gewogen werden sollen, daß Grenzen zwischen reiner Lehre und Irrlehre gezogen werden sollen, die Niemand ziehen kann. Und die Abneigung gegen das Gesetz mußte noch gesteigert werden durch die Erkenntnis, daß schließlich die Staatsgewalt hinter dem Spruchkollegium stehe. Hätte Jatho am Sonntag nach dem Urteil seine alte Kanzel bestiegen, so würde der Königlich Preußische Schutzmann ihn von seiner Kanzel heruntergeführt haben. Man sollte dem Liberalismus aus seiner Opposition gegen ein Gesetz, dessen Mängel doch auch der Rechten nicht verborgen bleiben können, keinen Vorwurf machen.

Kaftan führt weiter das kirchliche Versagen des Liberalismus auf das Vordringen der negativen Elemente zurück und sieht in dem Vordringen eine Enthüllung des Liberalismus als Schwarmgeisterei, die kirchlich impotent sei. Er erklärt die kirchlichen Zustände für unerträglich und meint, daß die Zuspitzung der Gegensätze das Bestehen der Landeskirche ernstlich in Frage stellen. Allerdings begreiflich, da Kaftan schließlich in dem Gegensatz zwischen den Liberalen und den Altgläubigen den Gegensatz von Heidentum zum Christentum findet.*)

*) Es ist sehr lohnend, Kaftans Vorschlag mit Foersters Entwurf zu vergleichen. Es sind ja Aehnlichkeiten vorhanden. Aber dort der zürnende Vater, der seinen mißratenen Sohn entläßt, indem er ihm sein Pflichteil mit auf den Weg gibt. Hier wird zwischen zwei Brüdern ein Vergleich ausgerichtet, damit sie unter Einem Dache friedlich und in freiem gegenseitigem Dienst mit einander leben können.
D H

Heydorn hat der Kaftanschen Schrift in einer Broschüre: „Wohin gehen wir? eine fröhliche Begleitung zu Kaftans Klagelied Wo stehen wir?"*) entgegnet. Den Vorstoß Kaftans erklärt Heydorn für einen Luftstoß. Die Auffassung der Kirche und des Christentums sei rechts und links im Grunde dieselbe. Gegensätze treten nach Heydorn erst in Nebenfragen hervor.

Wenn Kaftan den Graben ganz ungebührlich erweitert hat, so scheint Heydorn doch die Breite zu unterschätzen, außer Acht lassend, daß die Rechte schwer an den Liberalen zu tragen hat. Wenn Kaftan den Gegensatz der Richtungen auf zwei Religionen zurückführt, so ist dies allerdings eine Uebertreibung; aber doch liegt darin ein Wahrheitsmoment: eine verschiedene Art der Frömmigkeit ist vorhanden. Nur braucht sie keineswegs zu einer Scheidung zu führen.

Wenn Heydorn die Frage „Was ist Wahrheit?" beantwortet, so werden seine Freunde ihm zustimmen, Kaftan aber seine Zustimmung versagen, weil er eine andere kritische Methode fordert, die ausgeht von „der Sache", ihrem Wesen und ihrer Art. Was die Historiker, die zugleich religiöse Menschen sind, als Ergebnis ihrer Forschung verkünden, wird auf Kaftan keinen Eindruck machen, wenn er weiß, daß der Historiker seine Grundvoraussetzungen nicht teilt. „Die Sache", die nach Heydorn ein Gegenstand der Kritik ist, ist nach Kaftan eine festgegebene Position, von der die Kritik auszugehen hat. Mithin ist es ein aussichtloses Bemühen, sich über „die Sache", die nach Kaftan doch wohl das Zentrum des Heils ist, den übermenschlichen Christus, zu verständigen, und eine beide Teile befriedigende Antwort auf die Frage: Was ist Wahrheit? zu finden.

In dem letzten Absatz seiner Schrift beantwortet Heydorn die Frage: „Wohin gehen wir?" Wir gehen dem Reiche Gottes entgegen. Wenn die christliche Gesinnung als das Zentrum evangelischen Wesens anerkannt wird, schwinden die Schranken der Konfessionen. Wohl mag der Weg noch weit sein, bis die katholische und protestantische Kirche sich einigen, aber nicht so fern ist die Zeit, in der man nicht mehr von Lutheranern, Reformierten, Unierten reden wird.

Als wir Heydorns Vorwort lasen, mißbilligten wir seinen Schlußsatz: „Frei soll mein Schwert sein von dem unritterlichen Gift, mit dem das des Gegners infiziert ist." Aber nachdem wir die Heydornsche Schrift gelesen, verstanden wir diese Schärfe. Kaftan hat diese Worte durch verschiedene Ungenauigkeiten in der Darstellung des Falles Heydorn verschuldet, und der ihm gemachte Vorwurf der Verwirrung des Intellektes mußte Heydorn auf das tiefste verletzen.

In Schleswig-Holstein schien sich in den letzten Jahren ein friedliches Verhältnis der Parteien anzubahnen. Die letzten Tagungen der Gesamtsynode ließen das deutlich erkennen. Trotz des Gegensatzes wollte man zusammen arbeiten und sich gegenseitig tragen. Man suchte sich mit dem Vorhandensein der verschiedenen Richtungen abzufinden. Diese friedliche Entwicklung ist durch Kaftans neueste Schrift gestört. Der Ton, den Kaftan angeschlagen hat, muß den Gegner reizen und wird dazu beitragen, daß die Erbitterung wächst und die Gegensätze sich verschärfen. Die Kampfesstimmung hat neue Nahrung erhalten, und die Zeichen der Zeit deuten in Schleswig-Holstein nicht auf Frieden in der Kirche. Emil Petersen

Jüdische Stimmen zur Judenfrage

Nicht nur die Christen empfinden das heutige Judentum als ein Problem, auch die Juden selber leiden sowohl theoretisch als praktisch unter der großen Frage: Warum sind wir Juden? Worin besteht das Wesen des Judentums? Sind wir eine Nation oder eine Religion? Haben wir eine besondere Aufgabe, einen besonderen Beruf für die Menschheit, oder ist unser Dasein zwecklos und sinnlos?

*) Burg auf Fehmarn, Heinrich Strube. 32 S. 60 Pfg. — Vgl. auch: Die 100 Thesen von Pastor Heydorn. Herausgegeben von Freunden des Verfassers. Breslau, Paul Schimmel. 31 S. 50 Pfg., gebunden 1 Mk. Das Heft enthält außer den Thesen noch andre Worte Heydorns.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Zeilen, die Judenfrage zu lösen. Ihre Aufgabe ist vielmehr, im Anschluß an einige literarische Erscheinungen der Gegenwart allen Christen, die ein Herz besitzen, einen Einblick in die Seele heutiger Juden zu gewähren.

* * *

Von Martin Buber, einem um jüdische Wissenschaft verdienten Gelehrten, sind kürzlich Drei Reden über das Judentum erschienen*), die der Vorläufer eines größeren Werkes über dieses Thema sein sollen und dreierlei behandeln: 1. Das Judentum und die Juden; 2. Das Judentum und die Menschheit; 3. Die Erneuerung des Judentums.

In seinen stillsten Stunden, sagt Buber, soll der Jude sich auf sich selbst besinnen. Er soll aus dem „relativen" zum „absoluten" Leben vordringen, die Grundtendenzen seines Wesens und damit überhaupt des jüdischen Wesens bejahen und dann diese Grundtendenzen in die Wirklichkeit umsetzen. Die drei Grundtendenzen des Judentums, die es gilt im persönlichen Leben zu verwirklichen, sind: 1. die Tendenz der Einheit; 2. die Tendenz der Tat; 3. die Tendenz der Zukunft. Jene erste hat zur Ausbildung des Monotheismus durch die Propheten geführt, zu der Einheitsphilosophie eines Spinoza, zur mystischen Versenkung in das All-Eine in der jüdischen Mystik. Die Tendenz der Tat hat in den Propheten die Betonung ethischer Frömmigkeit zur Folge gehabt, im Rabbinismus die Ausbildung des Zeremonialgesetzes; sie ist lebendig in der jüdischen Mystik, in der Arbeitsamkeit und Fürsorge für die kommenden Geschlechter, wie sie heutzutage viele Juden auszeichnet. Die Tendenz der Zukunft hat den jüdischen Messianismus geboren. „Der Messianismus ist die am tiefsten originale Idee des Judentums." Die Väter des Sozialismus waren Juden. Das „Urchristentum" ist nach Buber eins der wichtigsten Stücke in der „Geistesgeschichte des Judentums", und zwar im „absoluten" Leben des jüdischen Volkes, wenn es auch in seinem „relativen" Leben eine Episode geblieben ist. „Es war jüdisches Land, in dem die Geistesrevolution des Urchristentums entbrannte; es waren uralte jüdische Lebensgemeinschaften, aus deren Schoße sie erwacht war; es waren jüdische Männer, die sie ins Land trugen; die, zu denen sie sprachen, waren das jüdische Volk; und was sie verkündeten, war nichts anderes als die Erneuerung der Religiosität der Tat im Judentum." Man fühlt es den Worten Bubers an, daß er sein Innerstes und Bestes geben und ganze Arbeit aus der Tiefe heraus leisten will. Wir Christen wollen von dem in dieser jüdischen Seele pulsierenden Leben das Gute und Große entnehmen und uns freuen, wenn diese Seele und andere ihr gleichgestimmte der Menschheit kräftige Impulse zur Einheit und zu tatenfroher Hoffnung zuführen. Nur Eins sei zur Kritik gesagt: eine Aeußerung lebendiger Religiosität, wie sie durch die Propheten, die Psalmen und Jesus an unsere Seele rührt, sucht man bei Buber vergeblich. Es mag sein, daß er selber all seine Abstrakta als Konkreta, als Leben empfindet, aber es will mich doch bedünken, daß Jesu Wort „Liebe Gott von ganzem Herzen und deinen Nächsten als dich selbst" in all seiner Schlichtheit erst diesen Hülsen, der Einheit, Tat und Zukunft, den bestimmten, klaren Inhalt der Frömmigkeit und Sittlichkeit, des Glaubens und der Liebe gibt.

Die nachgelassene Schrift des Professors M. Lazarus, des bekannten Völkerpsychologen, Die Erneuerung des Judentums,**) wird von Buber abgelehnt, weil sie nur halbe Arbeit leiste. Und doch steht meines Erachtens Lazarus Buber näher, als dieser meint. Wenn Lazarus, wie die heutige liberale jüdische Theologie das auch sonst tut, die Parole ausgibt: Zurück zum prophetischen Judentum, so meint er das in dem Sinne unbedingter Wahrhaftigkeit, in dem Sinne eines Handelns aus persönlicher Ueberzeugung, eines Handelns nach der Forderung des Gewissens, also eines Handelns in Einheit der Persönlichkeit. Das will doch auch Buber. Lazarus kämpft für das Recht wissenschaftlicher Anschauungen im Judentum gegenüber der auch dort noch mächtigen Orthodoxie. Solche

*) Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 102 S. 2 Mk.

**) Berlin, G. Reimer 1909. 137 S. 2 Mk.

Freiheit und Treue, Wissenschaftlichkeit und Pietät will doch schließlich auch Buber. Bei Alledem scheint mir Lazarus noch mehr Verständnis für die Eigenart der Religion zu haben als Buber und auch durch die Einzelkritik, die er bietet, zur Reform des Judentums mehr Durchschlagskraft zu entfalten als Bubers abstrakteres Denken. Dennoch empfindet Buber insofern Lazarus gegenüber richtig, als er ihm vorwirft: Zu viel Negation, zu wenig Position. Das ist ja in der Tat die Gefahr auch des christlichen Kampfes gegen die Orthodoxie. Kritik kann nie die einzige Parole sein. Bubers drei „Grundtendenzen" eröffnen tatsächlich trotz aller Anknüpfung an das Vergangene mehr Blick in die Tiefe und in die Zukunft.

Es darf hier eine kleine Schrift von Hermann Cohen, betitelt Religion und Sittlichkeit*), nicht übergangen werden. Uns interessiert an dieser Stelle nicht Cohens Meinung, daß die Religion in der Sittlichkeit aufgehen müsse, sondern das innerste Leben einer jüdischen Seele, das sich in dieser Schrift ausspricht und unser mitfühlendes Verständnis erheischt. Laut ruft Cohen nach Neutralität des Staates gegenüber den Religionen. Gegenwärtig ist diese Parole durch den Jatho-Prozeß weithin lebendig geworden, und man hat dabei auch erwähnt, daß die Juden lebhaft für diese Trennung eintreten. Cohen sagt Folgendes:

> Vom Kindesalter schon nagt die Sorge an dem jüdischen Herzen, ob diejenige Richtung eingeschlagen werden darf, zu welcher Anlage und Neigung hinlenken. So wird der innerste Kern des Lebens von der Gefahr des Glaubenswechsels bedroht. . . Der Glaubenswechsel als Bedingung zum Amte, versetzt die Wurzel der Amtsehre in Fäulnis. . . Wenn der patriotische Mitbewerb an den Staatsämtern l offenkundigem Zynismus an den Glaubenswechsel gebunden wird, in ist es eine dreifache Verfälschung einer sittlichen Pflicht, der man sijo schuldig macht: man entehrt die Religion, das Vaterlandsgefühl und den Staat.

Cohens sittlicher Geist ergrimmt also bei dem Gedanken an all die Verlockungen zum Glaubenswechsel, an all die Zurücksetzungen und Kränkungen, die der heutige jüdische Staatsbeamte, besonders in Deutschland, zu kosten bekommt. Damit ist an eine schwere Frage gerührt, eine Frage, die durch die Trennung von Staat und Religion zwar gemildert, aber bei weitem noch nicht erledigt wird; denn Judentum ist nun einmal — das hebt Buber mit Recht hervor — auch Gemeinschaft des Blutes, nicht bloß eine Religion, obwohl das liberale Judentum der Gegenwart so gern glauben machen möchte, daß Judentum weiter nichts sei als eine religiöse Besonderheit. Auf alle Fälle aber ist das ethische Pathos wertvoll, das Cohens Denken durchdringt. Wir Christen wollen uns durch ihn das Gewissen schärfen lassen in dem Ringen der Nationalitäten, in dem Ringen zwischen Deutschtum und Judentum. Allerdings erhebt sich hier das schwere Problem, ob es nicht Pflicht des Juden wäre, sich Heimat und Vaterland zu erobern, und daher Pflicht der „Wirtsvölker", bei denen die Juden „Gäste" sind, diese Pflicht zum Patriotismus in den Juden zu stärken. Doch, wenn aus der jüdischen Geschichte die Lehre zu ziehen wäre, daß das jüdische Wesen zu politischer Machtentfaltung unfähig ist, so würde uns die Ethik gebieten, den Juden zu gestatten, von uns das zu genießen, was sie aus sich heraus nicht haben können, um uns dann in gegenseitigem, edlem Wettstreit von ihnen das geben zu lassen, was sie Großes und Gutes besitzen.

* * *

Die Sehnsucht nach Heimat und Vaterland ist in den Juden zum Teil lebendig. Ergreifend kommt dieses Sehnen in den jüdischen Novellen, betitelt Die große Sehnsucht, von Luise Algenstaedt**), zum Ausdruck, besonders in der rührenden Geschichte von dem alten Händler Pinkus, der seinem Moritzche von den Propheten und Königen seines Volkes erzählt und in der ärmlichen Gegenwart sich tröstet in dem Gedanken an die große Vergangenheit seines Volkes und an die erwartete herrliche Zukunft. Ob der Zionismus des Rätsels Lösung ist? Ist es wirklich die größte Seligkeit, in Palästina

*) Berlin, M. Poppelauer 1907. 79 S. 1,20 Mk.

**) Leipzig, Fr. W. Grunow 1910. 179 S. 3, in Pappband 4 Mk.

zu leben? Oder soll die erhoffte Seligkeit innerlich, unpolitisch, rein religiös, sittlich, kulturell sein? In den modernen Kulturstaaten können die Juden ja das Leben ertragen. So nehmen ihre Ideale denn — wie bei Buber — eine geistige, innerliche, allgemein kulturelle Wendung.

In interessanter Weise spricht sich die Verschiedenheit des jüdischen Ideals in den „kulturphilosophischen Essays" Vom Messias aus, verfaßt von R. Kroner, N. v. Bubnoff, Georg Mehlis, S. Hessen, F. Steppuhn.*) Hier werden die „messianischen" Gedanken eines Deutschen, eines Franzosen und zweier Russen entwickelt. Fichte, Comte, Herzen und Ssolowjow bilden, nach einer Einführung, den Gegenstand je einer dieser Abhandlungen. Religiöse Färbung hat, was bezeichnend ist für die Volksindividualitäten, um die es sich hier handelt, der Messianismus des Deutschen Fichte und des Russen Ssolowjow, und zwar ersterer mehr nach der Seite des Willens und der Tat, letzterer mehr mystisch, einend, versöhnend. Kulturphilosophisch-politisch-sozial dagegen ist der Messianismus des Franzosen Comte und des Russen Herzen. Interessant wäre es, die Verkörperung des Messiasgedankens noch an anderen großen Individualitäten zu schildern, so z. B. an Nietzsche oder Tolstoi, oder den „messianischen" Gedanken in der Gegenwart nach den Idealen ihrer Hauptströmungen international-völkerpsychologisch zu bestimmen.

Spezifisch religiös sind die in einem eigenartigen Buche entwickelten Zukunftsideen, von denen zum Schluß noch die Rede sein soll. Es ist betitelt: Die hundertjährige Religionskrisis im Judentume, in ihrer Bedeutung für das juden-christliche Problem. Ein Aufruf zur Säkularfeier der Juden-Emanzipationen, nebst einem Programm von Eliahab.**) Verfasser ist der im Februar 1911 in Berlin gestorbene Judenchrist Dr. jur. A. Rahmer, der Sohn eines Rabbiners und Neffe eines Rabbiners. Am 11. März 1812 genehmigte der preußische König die „Gleichberechtigung aller in den preußischen Ländern damals befindlichen eingesessenen Juden mit den christlichen Bewohnern" — vorbehaltlich ihrer Zulassung zu den Staatsämtern. Anknüpfend an diesen Gedenktag, an die Zeit Lessings, Schillers, Goethes und deren Toleranz- und Humanitätsgedanken und an das aus dem Judentum hervorgegangene neutestamentliche Christentum entwickelt Rahmer das, was er unter Juden-Christentum versteht. Damit meint er nicht, was wir gewöhnlich damit meinen: ein Christentum, das mit jüdischem Partikularismus behaftet ist, sondern er meint damit ein Judentum, das sich mit dem Urchristentum identifiziert und alles ablehnt, was jüdisch-gesetzlich-orthodox oder christlich-kirchlich im konfessionellen Sinne ist. Rahmers Gedanken liegen heutzutage den liberalen religiös interessierten Juden vielfach nahe.***) Es wäre sehr zu wünschen, daß im liberalen Judentum der Gedanke an ein „Juden-Christentum" oder „christliches Judentum" Boden gewänne, ebenso daß diese jüdische Bewegung, die auch außerhalb Europas, z. B. in Afrika, Vertreter hat (vgl. die in Johannesburg erscheinende Zeitschrift The messianic Jew, organ of the Jewish messianic movement), vom Christentum beachtet würde. Auf dem nächsten Weltkongreß für religiösen Fortschritt müßte diese Bewegung vertreten sein.

* * *

Wir wollten in diesen Zeilen einen Blick tun in die Seele heutiger Juden. Wir sahen hier ein Ringen um Anerkennung der Menschenrechte des Juden, die Sehnsucht nach ungehinderter Betätigung, nach Heimat und Vaterland, nach Verwirklichung der Ideale der Kultur, der Sittlichkeit, der Religion. In freiem, wissenschaftlichem, philosophischem und religiösem Geiste arbeiten alle diese Menschen an der Hebung ihres Volkes und der Menschheit, ein Jeder in der Weise, die seiner Nationalität und Bildung entspricht. Zum Teil sind diese Kämpfe der Juden denen, die auch wir Christen auszufechten haben, sehr ähnlich. Trennung von Religion und Staat, Kampf gegen die Orthodoxie: diese Fragen kennen wir ja nur zu gut. Andererseits sind diese Kämpfe um Nationalität, Heimat, Vaterland spezifisch jüdischer Natur. Das dürfte aber aus den vorgeführten Schriften klar sein, daß das zionistische Ideal, d. h. das Ringen nach einem politisch faßbaren Vaterland, längst nicht überall bei den heutigen Juden ein Echo findet. Ihr Ideal ist innerlicher, geistiger. Wir freuen uns Aller, die nach einem Ideal ringen. Mit solchen Menschen können wir leben und arbeiten, seien sie Juden oder Christen.

Fiebig

*) Leipzig, Engelmann 1909. 77 S. 80 Pfg.

**) Berlin, H. Schildberger 1910. 64 S. 1,50 Mk.

***) Rahmer wendet sich zunächst an die Juden und will in dem „Eliahab-Bund" alle diejenigen Juden sammeln, die dem Urchristentum freundlich gegenüberstehen. Dieser Gedanke eines jüdischen Bundes wird von dem führenden Organ des liberalen Judentums mit Recht als überflüssig abgelehnt (Nr. 2 der Allgemeinen Zeitung des Judentums vom 13. 1. 1911). In der Tat ließe sich eine Menschheitsreligion denken, die das darstellt, was Rahmer vorschwebt. Aber der Herausgeber der Allgemeinen Zeitung hat ganz Recht, wenn er betont, daß der Name dieser Religion dann weder „Christentum" noch „Judentum" noch „Juden-Christentum" lauten dürfe.

Verschiedenes

Zu Heinrich Weizsäckers Artikel über Burnand seien mir einige Worte gestattet auf Fragen, die er offen läßt und die ich vielleicht beantworten kann, weil ich die nicht öffentlich zugänglichen Aufzeichnungen Burnands kenne.

1. Burnand hat nicht daran gedacht, in den Gedankenreichtum der Gleichnisse tiefer hineinzuführen. Im Gegenteil: seine Worte, daß er sich unter Ausschluß von Symbolik und Allegorie „an die konkrete Tatsache hielt, die mit möglichst großer Naturtreue wiedergegeben wurde" wollen sagen, daß er alles ausdeutende Beiwerk vermeiden und nur die Gleichniserzählung so geben wollte, wie sie sich ihm darbot. Ich bin Weizsäcker sehr dankbar, daß er anerkennt, daß es sich dabei „um Visionen einer unzweifelhaft religiösen Gedankenwelt handelt". Ein höheres Lob habe auch ich Burnand nicht gespendet. Im Gegenteil: Weizsäcker hat mit seinem Wort „Visionen" mehr zugegeben als ich. Es ist erfreulich, daß Weizsäcker anerkennt, daß wenn Burnand nicht mehr als episodische Schilderungen geben wollte, daß er dann keine angreifbare Seite biete. Da Weizsäcker mit dem Worte „Randglossen zu den Gleichnissen" einverstanden ist, so habe ich gegen diese Bezeichnung nichts einzuwenden, obgleich Burnand den üblichen Sinn der Randglossen überschritten hat in dem hohen Ernste seiner Darstellungen, die auch Weizsäcker anerkennt. Eine Anzahl der Bilder sind ja wohl auch schon technisch als Randglossen in ihrer flüchtigen Zeichnung charakterisiert. Bilder wie „Der Säemann", „Der barmherzige Samariter", „Der Gefangene", „Die anvertrauten Pfunde", „Der verlorene Groschen" und andere haben aber doch ein selbständiges Leben, das jenseits einer bloßen Randglosse liegt. Jedenfalls haben Tausende unbefangen so starke Eindrücke von diesen Bildern bekommen, daß diese Einschätzung als Randglossen nicht ausreicht.

2. Ich selbst habe aber auch meine Erläuterungen zu den Paraboles in der Einleitung zur Volksausgabe nur „Randbemerkungen" genannt und nie den Anspruch erhoben, daß die Bilder eigentliche Auslegungen seien, sonst hätte ich nicht gesagt, daß man diese meine Randbemerkungen überblättern solle, daß sie nur für die Jugend und das Volk geschrieben seien, das sich, wie ich von meinen Monographien her weiß, nicht so leicht zurecht findet und dankbar ist für Textbeschreibungen. Ich bin mit keinem Worte über den biblischen Gedanken hinausgegangen. Daß bei einer Beschreibung dieser Bilder für die Jugend und das Volk der poetische Gehalt der Landschaften und der künstlerischen Erfindung aufgezeigt werden darf, dieses Recht ist noch keinem Bildausleger bestritten worden. Ich halte das im Gegenteil, wenn man die Leute zum Kunstsehen und Genießen erziehen will, für nötig. Auf Grund einer gewissen Erfahrung.

3. Weizsäcker sagt, daß bei Burnand von einer Kunst „der Gegenwart" „nicht im Ernste" die Rede sein könne. Weizsäcker gibt aber zu, daß Burnand „von dem Zuge der Zeit möglicherweise nicht ganz unberührt geblieben sei." Wie könnte das anders sein bei dem Manne, der im französischen Kunstleben in Paris eine starke Rolle spielt und alle Jahre im Salon ausstellt. Gerade den von Weizsäcker genannten und auch mir wohlbekannten neuzeitlichen Zug, vom bloß abschreibenden Realismus zum charakteristisch gestaltenden Idealismus weiterzuschreiten, hat Burnand bewußt getan, und wie Weizsäcker richtig vermutet, in seinen Worten angedeutet: „daß er damit einen Sprung in das Konventionelle tun und ein dekoratives Gesamtbild gewinnen wollte." Unser neuzeitliches Schlagwort von dem dekorativen Gesamtbild noch weiter zu erklären, hatte ich in der Einleitung der Volksausgabe nicht für nötig erachtet. Ich bin aber Weizsäcker dankbar dafür, daß er darauf zurückkommt und daß er sich in die Absicht des Künstlers so objektiv gerecht eingefühlt hat.

4. Wenn Weizsäcker fragt, wo die dominierende Stellung Burnands bleibe, so habe ich nicht gesagt, daß diese in formalkünstlerischen Leistungen bestehe. Allerdings die technischen Vorzüge, die auch Weizsäcker anerkennt, waren die äußeren Grundlagen seiner stark wirkenden seelischen Kunst. Das vorliegende Problem wird aber nicht auf dem Boden des Formalprinzips gelöst. Weit größere Künstler als Bur-

nand sind im formalen Zusammenhang mit ihren älteren oder gleichzeitigen Meistern geblieben, so Raffael und Leonardo, Dürer und Holbein. Das Außerordentliche und Neue liegt bei Burnand im Stofflichen. Und da hat er gerade an Uhdes letzte Gedanken angeknüpft. Ich kann nicht erwarten, daß das Weizsäcker bekannt ist. Ich will es nun nach Uhdes Tode doch deutlicher sagen, was ich bei seinen Lebzeiten nicht wohl erzählen durfte: Mir hat Uhde wiederholt gesagt, daß man über die szenischen biblischen Darstellungen hinaus müsse und daß man die Gleichnisse ins Auge fassen sollte. „Lange schon beschäftigt mich der Gedanke vom großen Abendmahl, wie man das machen kann“ sagte er ein paar Jahre vor seinem Tode zu mir. Gerade in dieser Erweiterung des biblischen Stoffkreises sah Uhde ein protestantisches Fortschreiten. Und in diesem Sinne habe ich Burnand allerdings einen Fortschreiter über Uhde hinaus genannt. Weizsäckers Ausführungen haben mich nicht überzeugt, daß mein Urteil unrichtig ist. Der Sucher Uhde ist an diesem Problem seiner letzten Jahre ruhelos gestanden. Wer soviel nachgedacht hat, wie Uhde über Weiterentwicklung der protestantischen Kunst, verdient Beachtung. Und daß Uhde instinktiv mit dieser Stoffwahl recht hatte, bewies, daß das deutsche Volk diese Paraboles von Burnand sofort als eine künstlerisch-ethische Tat empfand, fühlend, daß die ethischen Grundlagen der Gleichnisse und ihrer Darstellung parallel laufen mit der undogmatischen, ethischen Richtung unsrer Zeit. Ob da, was Weizsäcker bestreitet, und was z. B. Weber-Jena bejaht, „dieser Sprung doch etwas von der Entschlossenheit, der Schwungkraft des wirklichen Bahnbrechers“ bei Burnand hat, das möge die spätere Kunstgeschichte analysieren. Wenn die vox populi die vox dei wäre, so müßte Burnand allerdings als ein Bahnbrecher erscheinen.

Die ungewöhnliche künstlerische Kraft Burnands, sich in die Gedankenwelt Anderer einzufühlen — auch Weizsäcker spricht von „Visionen einer unzweifelhaft religiösen Gedankenwelt“, und Visionen haben die Durchschnittsmenschen im allgemeinen nicht, jedenfalls nicht so packende Visionen, wie sie Burnand hatte — hat kein Geringerer als Herman Grimm schon 1894 erkannt. Er sagte zu Burnands Radierungen zu Mirèio (von Mistral, den Grimm den größten Dichter Frankreichs nennt), daß sie das Lied mit Bildern begleiten, wie „Tonbildner die Verse eines Dichters mit Melodien“. Und zu Burnands Großgemälde „Flucht Karls des Kühnen“ sagt Grimm, daß er im Geiste Waldo Emersons die Seele des Waldes gemalt habe. Grimm, der Monograph Raffaels und Michelangelos, der Vorkämpfer Böcklins, hatte ein sehr feines, unbestrittenes Gefühl für Harmonie von Form und Inhalt in der Kunst. So hoch hätte Grimm, der Unzugängliche, niemals Burnand eingeschätzt, wenn er nicht die Seelenkraft von Burnands Kunst und ihre harmonische Form, die mehr ist als bloße Konvention, erkannt hätte. Da nach Weizsäckers Urteil es den Anschein haben könnte, als stehe unser Urteil über Burnand in der Luft, so sei mir die Nennung dieser Autorität gestattet, die jenseits des bloßen Formalkultus steht und zu der sogar ein Wölfflin-Schüler z. B. in der Einschätzung von Peter Cornelius' apokalyptischen Reitern neuestens zurückgekehrt ist.

Endlich darf ich noch konstatieren, daß es mir nicht in den Sinn kommen konnte, Steinhausen, Gebhardt und Uhde gegenüber Burnand zu verkleinern. Wer mich kennt, weiß, was ich für diese drei Meister schon getan habe. Aber Burnand vom rein deutschen Standpunkt aus abzulehnen, halte ich aus zwei Gründen für nicht richtig. Daß Burnand eben in dem von Weizsäcker konstatierten Gegensatz zu der französischen Oberflächlichkeit steht, das haben wir seinem deutschen Wesensanteil zuzuschreiben, so wie wir die stoffliche Höhenlage von François Millet seiner Zugehörigkeit zur germanischen Rasse zuschreiben müssen. Wer aufmerksam in den Gesichtstypen der Paraboles liest, wird viele deutsche Seelenlaute und Gesichtszüge finden. Fürs zweite aber müssen wir einer Erscheinung wie Burnand, wenn sie in die allgemein christlich-ethische Zeitstimmung so vielbeachtet eingreift, etwas von dem universalen Werturteil des Christentums zugestehen, das über die Schranken der Nationen hinüber die Einheit menschlichen Fühlens, sittlichen Wollens und künstlerischen Sehens betont. Daß Burnand ein wertvolles Glied in der Entwicklungsreihe der neuprotestantischen Künstler Gebhardt, Steinhausen, Uhde nicht wäre, diesen Beweis hat Weizsäcker nicht gebracht, da er nicht erkannt hat, daß es sich hier nicht sowohl um formalkünstlerische, als um stoffliche Weiterentwicklung handelt. Ueber kunsthistorische Differenzen im Christlichen Kunstblatt! Im Ganzen hat Weizsäcker doch in beachtenswert hohen Worten über Burnand gesprochen. Und dafür gebührt ihm der Dank aller derer, die sich bemühen, für Burnand eine einigermaßen gerechte Formel zu finden. David Koch

Kleine Mitteilungen. Unsre Leser haben bemerkt, daß die letzten Artikel unsers Freundes Hackmann sie genau in die Gegend führten, in der jetzt der schwere chinesische Aufstand gegen die Mandschudynastie sich erhoben hat? Die Verschwörer haben ihn freilich nicht ins Vertrauen gezogen, und auch seine nächsten Briefe lauten noch ganz friedlich, fast idyllisch. Es lohnt sehr, immer die Karte zu vergleichen!

Traub steht plötzlich bereits mitten im Disziplinargericht. Man wird also die Vorzüge des Disziplinarverfahrens vor dem Spruchkollegium zu prüfen an einem illustren Beispiel die Gelegenheit haben. Die Tragweite der Anklage kann man auf Grund des bisher Veröffentlichten nicht ermessen. Möchte der Verlust Traubs der preußischen Landeskirche erspart bleiben! Hat er in dem Geisteskampf, den er tapfer und leidenschaftlich führt, ein oder das andre Mal danebengehauen, er ist doch einer der gediegensten Pfarrer, die wir besitzen. So verweise man ihm, was zu verweisen ist; Justiz will ihr Recht haben. Aber man mache auch keine Fehler in einem Prozeß, auf den Millionen Augen schauen. Z. B. daß zum Untersuchungsrichter ein Konsistorialrat bestellt ist, über den Traub zweimal vor dem ordentlichen Gericht obgesiegt hat, verträgt sich mit rechtschaffener Justiz nicht. Und daß Traub die Tendenz verfolgt habe, Kirche, Synode, Behörden und Pfarrerstand „öffentlich zu beleidigen und herabzuwürdigen“, davon kann im Ernst nicht die Rede sein. Nun, Anklage ist noch kein Urteil. Das Urteil wird hoffentlich nicht vergessen, was der Besitz dieses Mannes positiv für die Landeskirche bedeutet. Kann sie wirklich dabei gewinnen, wenn die Jatho und Traub außerhalb ihrer Mauern predigen? R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Altona. Freunde der Christlichen Welt in Südholstein. Montag 23. Oktober 4 Uhr im Kaiserhof: Die Reformbedürftigkeit des evangelischen Gottesdienstes. Pastor Feddersen-Kirchsteinbeck.

Dresden. Mittwoch 25. Oktober 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Lehrverpflichtung und Lehrfreiheit. Pastor Schulze-Dresden-Löbtau.

Halle a. S. (Vereinigung Halle-Stadt). Freitag 27. Oktober 8¼ Uhr im Evangelischen Vereinshaus Kleine Klausstraße: Tolstois Christentum. Pfarrer Gutjahr.

Leipzig. Donnerstag 2. November bei Kitzing und Helbig Petersstraßenpassage: Das Problem der Lehrfreiheit. Pastor Hahne.

Nordhausen. Mittwoch 25. Oktober ½4 Uhr in der Hoffnung: Der Glaube als ein Erleben Gottes. Pfarrer Wirth-Wernigerode.

Wernigerode. Donnerstag 2. November 8 Uhr: Worum handelt es sich bei den religiösen und kirchlichen Streitfragen der Gegenwart? Pastor Wirth.

Zu unserer großen Freude ist uns endlich ein **Kind** geboren, ein prächtiger **Junge. Klaus** soll er heißen.

E. Frommhagen, Pfarrer und **Frau Hanna**, geb. **Lutze**

Berlin N 20, Prinzen-Allee 74, den 7. Oktober 1911

Damenpension für Reisende bei deutschen Schwestern des evangelischen Diakonievereins **Genua** Spianata Castelletto 20 A int. 2. Da Portier nicht an der Bahn, genaue Adresse merken. Abholung auf Wunsch.

Hauslehrergesuch

Ein **junger Theologe** wird gesucht für eine **Hauslehrerstelle**, bei der wesentlich Beaufsichtigung von Schularbeiten von 3 Knaben verlangt wird. Gehalt 12—1400 Mk. ausschließlich Wohnung und Beköstigung oder 900 Mk. einschließlich derselben.

Bewerbungen sind an die Expedition dieses Blattes zu richten unter **K. Eisenach.**

Eine Wanderung durch das

Heilige Land

50 farbige Lichtbilder, neueste Original-Aufnahmen mit fesselnd geschriebenem Vortrag. Für Projektionsvorführung leihweise zu beziehen vom

Kunstverlag Bruno Hentschel, Leipzig-Gohlis

Für den Konfirmanden-Unterricht:

Lorenz, Dr. **Ottomar**, Superintendent, **Der Konfirmanden-Unterricht.** 1911. **2. völlig umgearbeitete Aufl.** Steif geh. 3,80 Mk.; gebunden 4,40 Mk.

☛ Die erste Auflage war nach kaum Jahresfrist vergriffen.

In wenigen Tagen wird erscheinen:

Rotermund, Pastor **E., Ein Konfirmanden-Unterricht.** Ein praktischer Versuch mit kurzer Begründung. 1911. Geh. 2,50 Mk.; gebunden 3 Mk.

Der Verfasser würde zu der schon übergroßen Zahl von Hilfsmitteln zum Konfirmanden-Unterricht nicht noch eins hinzubringen, wenn er nicht die Sicherheit hätte, einen von ihm schon seit Jahren erfolgreich beschrittenen neuen Weg seinen Amtsbrüdern zeigen zu können.

Soeben ist erschienen:

Die Wunder Jesu. 12 Predigten von Dekan Lic. **O. Schönhuth.** Geh. 1,20 Mk., geb. 1,80 Mk. **(Moderne Predigt-Bibliothek,** hrsg. von E. Rolffs. IX. Reihe, 3. Heft).

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

MONA LISA

VON LIONARDO DA VINCI
REPRODUKTIONEN DES KUNSTWARTS
ALS MEISTERBILD

Format 27×35 cm. Preis 0,25 Mk.

ALS VORZUGSDRUCK

Photogravüre. Preis 3.— Mk.
Bildgröße 31×45 3/4 cm. Blattgröße 55 1/2×74 1/4 cm
Auf China. Preis 5.— Mk.
Bildgröße 30×44 3/4 cm. Blattgröße 60 1/4×80 1/2 cm

VERLAG GEORG D. W. CALLWEY, MUENCHEN

Mitten in das Jahrhundert

der Glaubenskämpfe

werden wir geführt durch die in dem Buch

Vom Aufgang neuer Zeit

enthaltenen Selbstbiographien von **Thomas** und **Felix Platter** und **Th. A. d'Aubigné.**

Fast 500 Seiten. Gebunden Mk. 2.—, in Leinen Mk. 3.—

Verlag Martin Mörike in München

Ein **20jähriger Franzose,** Abiturient, sucht **Stelle au Pair** (Verköstigung und Wohnung für französische Lektionen) in christlicher Familie. Anerbieten sind zu richten an Herrn **H. J. Wattelle, Lannoy** (Nord) France. Referenzen: Pasteur Dürrlemann, 27 rue des Arts, Roubaix; Pasteur E. Gounelle, 2 place Anvers, Paris.

Als moderne Predigten — in der Sprache weniger biblisch gefärbt, als zeitgemäß, allem Dogmatisierenden fremd, aber fest auf dem Boden positiven Offenbarungsglaubens stehend, sind die soeben im Verlag Fr. Bahn in Schwerin i. M. erschienenen 15 Sonntagspredigten

„Jesus in der Kleinstadt"

Von **Pfarrer Lic. theol. Gerhard Füllkrug.** (Preis 1,50 Mk.) — von starker Bedeutung und entschieden sehr beachtenswert für den Theologen wie den Laien.

Lugano Schweiz **Villa Henrietta** Deutsche Familienpension. Moderner Comfort. Garten, schöne Aussicht. Pension 6 bis 9 frcs.

Rom Pension Hannover Venti Settembre 4. Behagl Heim, beste Lage, gute Küche. Pension 6—8 Lire. Illust. Prospekt. Bes. **Paul Wacker**

Venedig Christl. Hospiz Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Preußische Kirchenzeitung Verlag von L. Fernbach Bunzlau

Nr. 42. Freytag, Missionsarbeit und Diasporapflege III. — Clasen, Kirchenpolitische Briefe aus Schleswig-Holstein II. — Bossert, Die württembergische Gesangbuchsfrage — Aus der Arbeit der Evangelischen Vereinigung — Aus Preußen: Graf Hohenthal gegen Professor Seeberg; Nichtbestätigung eines Geistlichen; Aus Schleswig-Holstein — Mission und Auslandsdiaspora: Von der Basler Missionsgesellschaft — Mancherlei: Jesus als Sittenlehrer; Franz von Assisi

Preußischer Beamten-Verein in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 391 895 850 M. Vermögensbestand 143 488 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1910: 4 400 000 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet und zwar auch dann, wenn man von den Prämien der anderen Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese unsere Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch **Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.**

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Von **Dietrich Vorwerk** ist soeben erschienen:

Kinderseelenkunde als Grundlage des Konfirmandenunterrichts

2. Auflage. Gebunden 2,50 Mk., kaschiert 2 Mk.

Nach nur wenigen Monaten war die starke 1. Auflage bereits verkauft; — das Buch kommt zum Beginn des Konfirmandenunterrichts noch gerade zurecht.

Verlag d. Hofbuchhändlers Fr. Bahn in Schwerin i. M.

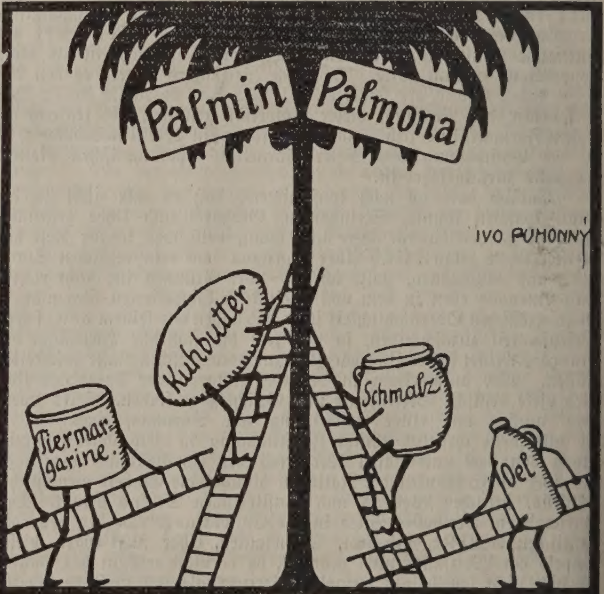
Hausfrauen und Bräute! Gedenket der Handweber!

Sie bitten um Abnahme von **Tischtüchern und Servietten, Tee- und Kaffeegedecken, Hand-, Küchen-, Scheuer- und Staubtüchern, Bettzeugen** in weiß und bunt, **Leinwand** in allen Breiten, **Taschentüchern, Hemden- und Schürzenstoffen** usw. Auf Wunsch alles fertig **genäht** und **gestickt. Vollständige Aussteuern!** Viele lobende Anerkennungen! Muster und Preise und Waren von 20 Mk. Wert an franko.

Handgewebte **reinleinene prima Jacquardtischtücher,** mittelfeinfädig, Karo-, Steinchen-, Stern- oder Maiglöckchenmuster, 115×125 cm groß das Stück Mk. 2,45, 115×150 cm Mk. 2,95, 130×130 cm Mk. 3,—, 130 mal 165 cm Mk. 3,75, 130×200 cm Mk. 4,50, 130×265 cm Mk. 6,—, 130×300 cm Mk. 6,75, 130×330 cm Mk. 7,50, 130×375 cm Mk. 8,45, 150×165 cm Mk. 4,40, 150×200 cm Mk. 5,25, 150×230 cm Mk. 6,15, 150×285 cm Mk. 7,50, 150×330 cm Mk. 8,75, 150×400 cm Mk. 10,50. Passende **Servietten** 65×65 cm das Dutzend Mk. 9,—. Bei Bezugnahme auf dieses Blatt 20% **Rabatt.**

Vereinigung Lausitzer Handweber, G. m. b. H.

Geschäftsführer **P. Dachs** zu **Linderode N.-L. 96**



Sie kommen nicht so hoch hinauf

in der Gunst des Publikums wie **Palmin** (Pflanzenfett) und **Palmona** (Pflanzen-Butter-Margarine), die sich jeden Tag mehr einbürgern sowohl als Koch- und Backfett wie auch als Brotaufstrich. – Das beweisen am besten die zahllosen Nachahmungen, die gewiß ein beredtes Zeugnis ablegen für die vorbildliche Qualität unserer Produkte.

H. Schlinck & Cie. A.-G.

NB. Palmin jetzt auch „weich" (schmalzähnlich) zu haben.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu zwei Beilagen: je ein literarischer Prospekt von den Verlagsbuchhandlungen Quelle und Meyer in Leipzig (Geschichte der altchristlichen Literatur u. A.); B G Teubner in Leipzig und Berlin (Bücher und Bilder, Künstlersteinzeichnungen u. A.)